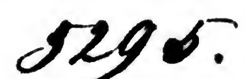

H
778
31.10


VE RI
TAS

Porträt von Europa.

Gezeichnet von einem alten Staatsmann außer Diensten und in Druck gegeben vom Professor Krug in Leipzig.

Leipzig, 1831.
Verlag von Ch. E. Kollmann.



Vorrede des Herausgebers.

Nur einige Worte hab' ich dem Publikum vorredend zu sagen. Zuerst bitt' ich, mir nicht alles zur Last zu legen, was der alte Staatsmann sagt, dessen Schrift ich hier auf seinen Wunsch veröffentliche. Denn alte Leute sind zuweilen wunderlich und haben ihre Grillen, wie die jungen ihre Gelüste. Nun bin ich zwar auch schon etwas bejahrt. Aber daraus folgt doch nicht, daß ich alle Wunderlichkeiten und Grillen dieses alten Staatsmanns, falls er dergleichen hätte, theilen müsste. Denn ich bin kein Staatsmann, sondern nur ein Philosoph, und befasse mich als solcher nicht mit so irdischen Dingen, als hier zur Sprache gebracht sind.

Sodann bitt' ich auch, mich nicht zu fragen, wer der alte Staatsmann sei, wie er heiße und wo er wohne. Denn darüber hab' ich das tiefste Still-

schweigen gelobt. Nur soviel darf ich sagen, daß es nicht der weltberühmte „Staatsmann von Offenbach" ist. Denn obwohl dieser auch in die Jahre und bekanntlich mein sehr guter Freund ist: so würde er mir doch schwerlich seine hohen staatsweisheitlichen Gedanken zur Veröffentlichung anvertrauen, sintemal er mich schon für so schwach hält, daß er in seiner jüngsten Schrift sogar auf meine Absetzung angetragen hat.

Endlich wolle man sich auch nicht wundern, daß ich in dieser schreibseligen Zeit nicht lieber eigne Schriften herausgebe, als fremde. Denn die Biene, welche in Zwickau Wachs für Lichtzieher und Honig für Leckermäuler bereitet, hat mir, seitdem ich eine Schrift ohne Charakter über Sachsens Wiedergeburt und eine noch schlechtere Schrift über Polens Schicksal abgefasst, ausdrücklich den Rath gegeben, die Feder nunmehr niederzulegen. Diesen guten Rath (der vielleicht, troß der sonst gefoderten Pressfreiheit, als Befehl wäre ausgesprochen worden, wenn man die Macht dazu gehabt hätte) will ich auf der Stelle befolgen; denn er kommt offenbar auch von einem guten Freunde, der es redlich mit mir meint. Um aber doch aus alter Gewohnheit mit dem literarischen Publikum in einigem Verkehre zu bleiben: so will ich von nun an lauter fremde Schriften herausgeben. Das Einzige beding' ich mir dabei von den Verfassern aus,

daß die von mir künftig herauszugebenden Schriften recht viel Nahrungsstoff für hungrige Bienen in und außer Zwickau enthalten. Denn es wäre doch Jammerschade, wenn so nützliche Thierchen aus Mangel an Nahrung des Todes sterben sollten. Was würden dazu die Lichtzieher und die Leckermäuler sagen! Ja beim Himmel! ich selbst müsste mich darüber zu Tode grämen, und möchte doch gern das seltsame Gaukelspiel dieser Welt noch eine Weile mit ansehn.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß der Verfasser dieser Schrift darum, weil er in derselben für die Erhaltung des Weltfriedens und der gesetzlichen Ordnung spricht, „an die Gewalt verkauft" sei. Er ist dieß eben so wenig, als ich darum, weil ich in früheren Schriften für die Emanzipazion der Katholiken in protestantischen und der Juden in christlichen Ländern sprach, an das Papstthum oder an die Judenschaft verkauft bin; wiewohl das Letztere gleichfalls von Einigen geglaubt worden. Oder glaubt man etwa, daß auch Luther und Melanchthon an irgend eine Macht der Welt verkauft waren, weil sie, vertrauend auf die Kraft der Wahrheit und die Güte ihrer Sache, nicht wie die blinden Eiferer (die Ultras) ihrer Zeit mit stürmender Hand reformiren wollten, und daher gleichfalls für Erhaltung des Friedens und der bürgerlichen Ordnung sprachen? — Solcher Glaube würde schlechtes Zeugniß für die Glau-

benden geben. Denn sie würden dadurch stillschweigend gestehn, daß sie nicht zu begreifen vermögen, wie man aus reiner Ueberzeugung und aus bloßer Liebe zur Menschheit, ohne Rücksicht auf irgend einen anderweiten Lohn, für etwas sprechen könne. Ist das aber nicht ein schreckliches Geständniß? —

Leipzig im November 1831.

Krug.

Inhalt.

Die
europäischen Staaten.

Ein
historisch-politisches Porträt.

Inspicere, tamquam in speculum, in vitas omnium
Iubeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi.

Terent. Adelph. III, 4. vs. 52. 53.

Einleitung.

Wiewohl der Verfasser dieser Schrift seit Jahren fern von Staatsgeschäften lebt: so kann er es doch nicht lassen, sich im Geiste mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen. Unvermögend aber, seine Gedanken jetzt noch in's reale Leben einzuführen, will er es wenigstens mit dem idealen versuchen, welches die Gedanken mittels der Feder in der Schriftsteller- und Lesewelt erhalten. Vielleicht geht dadurch auch etwas von ihnen in jenes über. Denn die Philosophen behaupten ja, daß das Reale und das Ideale in beständiger Wechselwirkung stehen; und Manche derselben wollen sogar wissen, daß beide nur verschiedne Formen seien, unter welchen ein und dasselbe Grundwesen erscheine.

Doch wie dem auch sei, mit den Philosophen und ihren Theorien hab' ich hier nichts zu schaffen. Mein Gegenstand oder Zweck ist durch und durch praktisch, wie es einem Staatsmanne ziemt, wär' er auch nicht mehr in Diensten. Ich will Europa noch

einmal von einem Ende bis zum andern durchreisen, aber doch nur im Fluge, wie ein Vogel, der erhaben über Sümpfe und Moräste, Berge und Thäler, schlechte Wege und noch schlechtere Wirthshäuser, alles de haut en bas (wenn auch nicht im verächtlichen Sinne) betrachtet.

Diese Betrachtungsweise hat mindestens das vor jeder andern voraus, daß man von den kleinlichen Leidenschaften der Menschen und den daraus hervorgehenden Zänkereien nicht so unmittelbar berührt wird, als wenn man mitten unter Menschen herumreist und verweilt. Man sieht und hört aber doch allerlei davon; und, was das Beste ist, man urtheilt auch viel unbefangener darüber, als wenn man selbst in das wunderliche Treiben der Menschen mit verwickelt ist.

Damit aber meine lieben Leser — denn ich liebe die Menschen wirklich noch, trotz ihren Thorheiten, und trotz dem, daß man alten Leuten und besonders Männern, die im Staatsdienst ergrauet sind, gewöhnlich ein kaltes, fühlloses Herz zuschreibt — damit also meine lieben Leser nicht etwa denken, ich hätte während meiner Reise falsch gesehen und gehört, weil sie selbst zu der Zeit, wo sie dieses lesen, manches anders sehen und hören werden, da die heutige Menschenwelt gar zu veränderlich ist: so will ich ihnen noch sagen, zu welcher Zeit ich jene Reise gemacht habe. Es war nämlich eben ein großer und hart-

näckiger Kampf beendigt, an welchem alle Welt, zwar nicht mit Händen und Füßen, aber doch mit Köpfen und Herzen theilnahm, auf dessen Ausgang daher auch Jedermann gespannt war — der Kampf zwischen Russen und Polen. Meine Reise und die Gedanken, welche während derselben in mir aufstiegen, fallen demnach in die letzten Monate des Jahres 1831. Freilich kann man in so kurzer Zeit Europa nicht wirklich durchreisen, wenn man auch mit der eilendsten Eilpost reiste. Aber durchfliegen kann man es doch, vornehmlich in Gedanken, weil die Gedankenpost uns viel schneller weiter befördert, als alle Eilposten in der Welt, würden sie auch nicht von Pferden gezogen, sondern vom Dampfe getrieben, der mächtigsten mechanischen Bewegkraft unsrer Zeit.

Und so empfehl' ich mich denn unbekannter Weise meinen lieben Lesern zu geneigtem Andenken bis zu dem Augenblicke, wo ich mit einem ganz andern Fuhrwerke, nämlich mit der Himmelspost, diese ganze untermondliche Welt verlassen werde.

I.

Portugal.

Da seh' ich also zuerst vor oder vielmehr unter mir ausgebreitet liegen ein kleines und feines Ländchen, bespült von den Fluthen des großen Weltmeeres zwischen Europa und Amerika und benetzt von den Wellen des prächtigen Tajoflusses. Die Bewohner desselben waren einst gar rüstige und tapfere Leute. Ihre Schiffe durchsegelten den Ozean nach allen Richtungen und ihre Heere machten Eroberungen in Afrika, Asia und Amerika, so daß von ihren Thaten selbst große Dichter begeistert wurden, welche dieselben in unsterblichen Gesängen der Nachwelt überlieferten. *)

Aber was seh' ich und hör' ich jetzt in diesem schönen Lande, das man sonst wohl auch das lusitanische Paradies nannte? Nichts als Jammer und Elend, Seufzer und Klagen, so daß man es eher die lusitanische Hölle nennen könnte. Hier sind

*) Die Lusiade von Luis de Camoens, in welcher hauptsächlich Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien besungen wird, nebst der darein verwebten schönen Episode, das tragische Geschick der Ines de Castro betreffend, ist wohl allen Lesern wenigstens dem Namen nach bekannt.

dunkle und feuchte Kerker so von Menschen aller Art vollgepfropft, daß diese sich weder bewegen noch zur Ruhe legen können, aus Mangel an gesunder Luft aber, dem ersten und unentbehrlichsten Nahrungsmittel, so wie an ärztlicher Hülfe, wenn sie erkranken, jämmerlich umkommen müssen. Dort werden Schiffe beladen, nicht mit Waaren, sondern mit Menschen, die man dem väterlichen Boden und dem Schooße ihrer Familien entreißt, um sie weit über's Meer in ein fremdes Land zu bringen, wo Hunger und Kummer oder harte Arbeit sie bald eben so wie jene Gefangenen aufreiben wird. Die Glücklichsten sind daher noch die, welche man haufenweise auf den Richtplatz führt, um sie daselbst erschießen oder aufhängen zu lassen; ungerechnet die, welche täglich und stündlich auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen gemishandelt oder ermordet werden — ein Schicksal, das häufig selbst die Fremdlinge trifft, welche dieses ungastliche Land betreten.

Und wer ist der Urheber all dieses Unheils und dieser zum Himmel nach Rache schreienden Klagetöne? — Ein Prinz, der sich gegen seinen eignen Vater empörte, der seine Geschwister anfeindete und mishandelte, der zweimal einen Eid schwur, den er tausendmal gebrochen hat, der aber dennoch für einen legitimen König gelten will und als solcher von seinen Unterthanen Liebe und Treue, wie von andern Königen Freundschaft und Anerkennung fodert!

Ist das nun nicht eine Schmach für die Königswürde und ein Hohn für die Legitimität? Könnte beiden wohl der wüthendste Jakobiner durch die furchtbarsten Schmähungen mehr Abbruch thun, als eben dieser feige Wüthrich (wie ihn sogar ein sonst nicht abgeneigter brittischer Minister, Lord Aberdeen, im Parlemente nannte) auf dem angemaßten Throne? Man hat sich daher billig wundern müssen, daß die europäischen Mächte diesem öffentlichen Skandale nicht schon längst ein Ende gemacht haben. Denn daß sie es gekonnt hätten, beweisen die unlängst von England und Frankreich nach dem Tajo ausgesandten Expedizionen, welche von jenem Usurpator Genugthuung für angethanen Schimpf foderten und augenblicklich erhielten, weil er zu schwach zum Widerstande war.

Zwar hat man zu seinen Gunsten den politischen Grundsatz der Nichteinmischung angerufen. Aber ist denn dieser Grundsatz auch selbst gegründet? Ist er ein wirkliches Prinzip, das auf allgemeine und unbedingte Gültigkeit Anspruch machen dürfte, oder eine bloße Maxime, deren Anwendung oder Nichtanwendung von den gegebnen Umständen und Verhältnissen der Staaten abhangt? Hat man daher jenen Grundsatz nicht in der neuesten Zeit selbst, wo man ihn zuerst aufstellte, in Spanien, in Griechenland, in Italien, in Belgien mehr als einmal thatlich widerrufen? Und gewiß, wenn jener Grundsatz irgendwo unstatthaft

ist: so ist er es hier, wo nicht nur Recht und Billigkeit mit Füßen getreten, sondern die Menschheit selbst durch die grausamste Barbarei an Eingebornen und Fremdlingen beleidigt worden. Die europäischen Mächte sind es daher eben so wohl ihrer eignen Ehre als ihren Unterthanen schuldig, einem solchen Zustande der Dinge sobald als möglich ein Ende zu machen, wär' es auch nur, damit niemand mehr sagen könnte, Don Miguel sei nur darum nicht in seinem Unwesen gestört worden, weil er eine unbeliebige Verfassung über den Haufen geworfen.

Indessen ist vorauszusehn, daß, wenn sich auch keine fremde Macht der unglücklichen Portugiesen annehmen sollte, diese selbst dem Unwesen über kurz oder lang ein Ende machen werden. Denn von den immer wiederholten Versuchen muß doch endlich einmal einer gelingen, weil nach dem natürlichen Laufe der Dinge bei so himmelschreienden Unthaten das Gefühl des Unrechts immer stechender, die Schwere der Last immer unerträglicher, und also auch der Wunsch nach Befreiung immer stärker wird. Aber — noch einmal sei es ausgesprochen — ehrenvoller nicht nur, sondern auch vortheilhafter wär' es doch für die europäischen Mächte, wenn sie es nicht zu diesem äußersten Hülfsmittel der Völker kommen ließen. Denn der Gebrauch desselben ist immer mit großen Gefahren verknüpft und kostet gewöhnlich vor dem endlichen Gelingen noch eine Menge von unglücklichen Schlachtopfern.

2.

Spanien.

In dem Nachbarlande, zwar durch die Natur mit Portugal zu einem Ganzen (genannt die pyrenäische Halbinsel) vereinigt, durch die Politik aber von demselben getrennt, troß dem Versuche Philipp's II., Portugal auf immer in eine spanische Provinz zu verwandeln *) — in Spanien, sag' ich, sieht es zwar nicht ganz so schlimm, wie dort, aber auch nicht viel besser aus. Wenigstens herrscht in beiden Ländern dasselbe politische System, das System des Absolutismus und Terrorismus, nur etwas gemildert in dem zweiten Lande.

Die Ursache dieser Milderung dürfte wohl zunächst in der Individualität des Beherrschers von Spanien gesucht werden müssen. Denn Ferdinand VII. scheint von Natnr nicht zur Grausamkeit geneigt zu

*) Im J. 1580 eroberte nämlich der berüchtigte Herzog von Alba Portugal für jenen König, seinen Herrn. Aber schon im J. 1640 ward Portugal wieder frei vom spanischen Joche durch Johann IV. aus dem Hause Braganza, das noch jetzt im erblichen Besitze des portugiesischen Thrones ist.

sein. Auch braucht er als ein unbezweifelt legitimer König nicht seine Zuflucht zu jenen strengen Maßregeln zu nehmen, welche ein von Furcht und Mistrauen stets geplagter Thronräuber für seine persönliche Sicherheit zu ergreifen fast genöthigt ist. Indessen mag die Nähe Frankreichs wohl ebenfalls ihren Antheil an jener Milderung haben. Denn wenn ein allzustrenges Regiment zu viele Spanier nöthigte, über die Pyrenäen zu flüchten: so könnt' es leicht geschehen, daß sie bald mit verstärkter Macht über dieselben zurückkehrten. Die Klugheit macht also hier schon mehr Schonung nothwendig.

Dessen ungeachtet möchte wohl niemand sich verbürgen, daß die Sachen in Spanien wie bisher fortgehen werden. Denn die Regierung hat dort mit gar zu vielen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Seit die amerikanischen Kolonien kein Gold und Silber mehr nach Spanien schicken, lebt die Regierung eigentlich nur von erborgtem Gelde. Denn die Staatseinnahmen haben sich so vermindert, daß sie nicht einmal die allerdringendsten Bedürfnisse decken. Das Borgen aber geht nicht in's Unendliche und setzt wenigstens Kredit voraus. Wo soll aber eine Regierung dauerhaften Kredit finden, die keine sicheren Bürgschaften darbieten kann? Darum hat die Regierung schon einigemal ihre Zuflucht zur Freigebigkeit der spanischen Geistlichkeit nehmen müssen. Aber diese Geist-

lichkeit giebt nicht gern oder nur unter Bedingungen, die oft noch drückender sind, als der Geldmangel. Sie will für das, was sie giebt, auch etwas haben, nämlich Einfluß und Macht. Sie will also, daß der, welcher durch ihre Unterstützung herrscht, sich wieder von ihr beherrschen lasse. Ein Pater Cyrillus ist daher dort, wo das Volk noch vom dicksten Aberglauben besessen ist und die Geistlichkeit als Vermittlerin zwischen Gott und Menschen fast abgöttisch verehrt, ein gar gewichtiger Mann.

Das ist aber nicht die einzige Schwierigkeit, wiewohl sie allein schon hinreichend wäre, eine Regierung zu stürzen. Denn wie viele Regierungen in der Welt sind nicht schon durch Geldmangel und eine herrschsüchtige Geistlichkeit gestürzt worden!

Eine zweite Schwierigkeit kommt von den Parteien in Spanien, die einander so feindlich, wie Feuer und Wasser, gegenüber stehn.

Auf der einen Seite stehen nämlich die, welche es noch immer nicht vergessen können, daß Spanien einst Cortes hatte, welche, wenn sie ihren Königen huldigten, zu denselben sagten: „Wir, die eben so „viel sind als Ihr, machen Euch zu unsrem Könige, „um unsre Rechte und Freiheiten zu vertheidigen; wo „nicht, nicht.“ *) Daher waren diese Cortes auch so

*) Nach einer Sammlung altspanischer oder westgothischer

eifersüchtig auf ihre Rechte und Freiheiten, daß sie sich sogar die Wahl des königlichen Beichtvaters vorbehielten und diesem zur Pflicht machten, keine Gnadenbezeigung vom Könige anzunehmen, um sein Amt desto unabhängiger verwalten zu können; wie der Bischof Gregoire in seiner sehr lehrreichen Geschichte der Beichtväter erzählt *).

Gesetze von den Jahren 687 bis 701, auf Befehl des Königs Egiza von der 16. Kirchenversammlung zu Toledo durchgesehn und geordnet, späterhin unter dem Titel **Forum judicum** gedruckt, sagte man (laut **tit. I. de electione principum, §. 1.**) kürzer so: „**Rex eris, si recta facis; si autem non facis, non eris**“ — eine Formel, die sehr alt sein muß. Denn sie findet sich wunderbarer Weise schon bei Horaz (**epp. I, 1. vs. 59. et 60.**) wo dieser alte Dichter darauf anspielt, daß zu seiner Zeit die römischen Knaben bei ihrem Königsspiele zu dem von ihnen erwählten Könige sagten: „**Rex eris, si recte facies;**“ wobei sich die Negative von selbst ergab. Merkwürdig ist auch, daß die 15. Kirchenversammlung zu Toledo schon früher demselben Könige auf die Frage, ob ein seiner Familie gegebnes, aber dem Staate nachtheiliges, Versprechen gültig sei, eine verneinende Antwort gegeben hatte. „**Numquid tantum valere debet „privatae rei commodum, quantum generalis relevatio populo„rum? Absit!**“ — S. **Labbe T. VI. Concil. Tolet. XV. p. 1294. et 1304.** Die altspanischen Könige waren also freilich nichts weniger als absolute Monarchen.

*) **Histoire des confesseurs par Mr. Henri Grégoire, ancien évêque de Blois. Chap. XVI. p. 204 et 205.**

Jene Partei, welche man die liberale oder konstituzionale nennen kann, wenn einmal alles in der Menschenwelt seinen Parteinamen haben soll, obgleich mit solchen Namen entsetzlich viel Misbrauch getrieben wird — jene Partei sahe nun wohl ein, daß diese alten Cortes, welche nach und nach ausgestorben waren, nicht in's Leben zurückgerufen werden konnten und durften. Denn sie hatten sich einmal überlebt, weil sie weit mehr für ihre eignen Rechte und Freiheiten, als für Recht und Freiheit überhaupt und des Volkes insonderheit, besorgt und thätig gewesen. Man wünschte also neue Cortes, in welchen nicht bloß dieser oder jener Stand, sondern das gesammte Volk seine Vertreter hätte.

Dieser Wunsch konnte aber nicht eher verwirklicht werden, als bis Napoleon auf den seltsamen Einfall gerieth, die alte Königsfamilie zu einer freiwilligen Entsagung zu zwingen — wie man anderwärts die Leute zu freiwilligen Anleihen zwingt — um das schöne Land jenseit der Pyrenäen, à la manière de Louis le Grand, seiner eignen Familie zuzueignen. Dieß empörte aber den kastilianischen Stolz und Trotz. Er leistete den hartnäckigsten Widerstand; und ehe man sich's versahe, waren neue Cortes da, mit welchen Spanien eine ganz andre bürgerliche Gestaltung erhielt. Diese neue Ordnung der Dinge fand auch überall Beifall und Unterstützung. Alle Mächte, die mit dem Kaiser der Franzosen im Kampfe begriffen waren, erkannten die neuen

Cortes an, belobten sie und unterhandelten mit ihnen, selbst Russland nicht ausgenommen.

Gleichwohl war diese neue Cortes-Verfassung dem legitimen Erben der spanischen Krone nichts weniger als angenehm, weil sie nach seiner Ansicht die königliche Macht zu sehr — wenn auch bei weitem nicht so sehr als die alte Cortes-Verfassung — beschränkte. Als er daher, aus seiner Gefangenschaft in Frankreich durch Mitwirkung der neuen Cortes selbst befreit, den väterlichen Boden wieder betreten hatte, um den väterlichen Thron iu Besitz zu nehmen: erklärt' er auf einmal, wider alles Erwarten, die neue Verfassung für abgeschafft, mit dem Versprechen jedoch, eine andre der Zeit und den Umständen gemäßere an deren Stelle zu setzen.

Dieses Versprechen blieb indeß unerfüllt. Und statt der von der Rückkehr Ferdinand's gehofften bessern Tage traten immer schlechtere ein. Da brach auf einmal eine Militär-Revoluzion auf der Insel Leon aus, wo man sie gerade am wenigsten erwartet hatte. Denn die hier versammelten Soldaten sollten die für Spanien verloren gegangene neue Welt wieder erobern, um die leeren Kassen mit amerikanischem Golde und Silber zu füllen. Da man aber diese Soldaten eben so schlecht bezahlte, als ernährte und bekleidete: so hielten sie es für besser, nicht nach der neuen Welt zu gehn, sondern in der alten zu bleiben, dieser aber, so weit sie spanisch war, eine neue Verfassung zu geben. Unter Anführung

der Generale Quiroga und Riego riefen sie daher gerade am 1. Januar 1820: „Viva la constituzion!“ — nämlich die neue Cortes-Verfassung vom J. 1812 — und dieser Ruf fand im ganzen Lande so viel Anklang, daß der König sich nicht mehr weigern konnte, sein Versprechen zu erfüllen. Er beschwor also diese Verfassung auf die feierlichste Weise und führte auch eine Zeit lang eine solche Sprache, daß man hätte glauben sollen, er sei der eifrigste Verehrer derselben in ganz Spanien.

Allein, wie es in der Welt zu gehen pflegt, es war doch nicht so gemeint. Und glücklicher oder unglücklicher Weise kam der wahren Meinung das gelbe Fieber zu Hülfe. Denn als dieses in Spanien ausgebrochen war und auch Frankreich zu bedrohen schien: zog der konstituzionale König der Franzosen an der Gränze Truppen zusammen, anfangs als Sanitäts-Cordon, nachher als Invasions-Armee, um den konstituzionalen König der Spanier wieder von der Konstituzion zu befreien. Dieser ließ sich das auch gern gefallen, trotz allen Versprechungen und Eiden. Und seitdem hat der Absolutismus dort wieder mit der alten Willkür geherrscht, aber auch wieder Noth und Elend die Menge in seinem natürlichen Gefolge gehabt.

Die konstituzionale Partei aber ist darum nicht ausgestorben. Vielmehr hat sie eben durch dieses Gefolge des Absolutismus neues Leben und neue Stärke gewonnen. Sie hat daher eine Menge von Versuchen gemacht, die

Cortes-Verfassung wieder herzustellen. Diese Versuche sind zwar bis jetzt auch mislungen. Wo aber alle Vorbedingungen einer neuen Revoluzion gegeben sind: da bedarf es nur eines kleinen Anstoßes als der letzten Bedingung des ersehnten Erfolgs.

Dieser Impuls könnte aber gerade von der entgegengesetzten Seite herkommen, wie es in der Menschenwelt nicht selten der Fall ist. Denn eine zweite Partei, welche man die servile oder antikonstituzionale genannt hat, ist auch mit Ferdinand's Regierung nichts weniger als zufrieden. Er thut ihr nicht genug. Da sie sich nun größtentheils mit der Geistlichkeit zu einer sogenannten apostolischen Partei, die freilich sehr unapostolisch denkt, verbunden hat: so möchte sie lieber einen König, der ganz in ihre Absichten einginge, sich ganz von ihr leiten ließe, und daher auch die alte Inquisizion wieder einführte, von welcher Ferdinand nichts wissen will, weil er sie selbst fürchtet. Diese Partei hat also ihre Augen auf den Bruder des Königs, Don Carlos, geworfen, weshalb sie auch die karlistische heißt.

Daß aber diese Partei gar nicht schwach ist, vielweniger ihren Plan aufgegeben hat, sieht man aus einer ganz frischen Begebenheit. Denn nach dem Berichte der Allgemeinen Zeitung (Beilage Nr. 296. vom 23. Oktober) rief noch ganz kürzlich ein bewaffneter Haufe von zweihundert Mann beim Einrücken in die

kleine Stadt Solsena: „**Viva Carlos! Muera Fer-„dinando! Viva l'inquisizion! Viva la ley an-„tiqua!**“ Dieser Ruf aber machte solchen Eindruck, daß ein ganzes Bataillon von Barcelona ausgesandt werden musste, um die Ruhe wieder herzustellen.

Sollte nun diese Partei auch einen augenblicklichen Sieg erlangen: so ist vorauszusehn, daß sie den Sieg bis zum Aeußersten treiben wird. An neu auflodernden Scheiterhaufen, um die politischen sowohl als religiosen Ketzer zur Ehre Gottes zu verbrennen, wird es also auch nicht fehlen. Ebendieß wird aber auch ihr Verderben sein. Denn es bleibt doch ewig wahr: **Moderata durant**, oder: Nur in der Mäßigung der Gewalt ist Dauer, weil in ihr allein nachhaltige Kraft ist.

Möchten daher Ferdinand und seine Rathgeber alles dieß wohl bedenken! Möchten sie das königliche Wort lösen, dieweil es noch Zeit ist! Sonst ist für Spanien und, weil in Europa alle Staaten gleichsam solidarisch verbunden sind, auch für eine Menge andrer europäischer Staaten an keine Ruhe, keine Ordnung und keinen Wohlstand zu denken *).

---

*) Wenn öffentliche Blätter berichten, daß die spanische Regierung ein Heer an den Pyrenäen zusammenziehe, um damit in Frankreich einzufallen und hier den Umwälzungsgeist zu ersticken: so ist das kaum zu glauben. Die Verblendung auf

Seiten jener Regierung wäre zu groß, da ihre Kräfte kaum zureichen, diesen Geist im eignen Lande zu dämpfen. Die spanische Regierung müsste also wenigstens auf eine sehr starke Mitwirkung, vielleicht auf einen Einfall in Frankreich von Osten her rechnen. Da würde sie sich aber gewiß verrechnen. Denn die Mächte, von welchen sie etwa einen solchen Einfall erwarten könnte, haben bei der Konferenz in London so ernstlich an der Erhaltung des Weltfriedens gearbeitet, daß es fast an Wahnsinn gränzt, vorauszusetzen, sie würden nun selbst ihr eignes Werk wieder zerstören. — Zum Nachlesen und Vergleichen kann übrigens noch folgende Schrift empfohlen werden: Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie espagnole, par M. Sempère. Paris, 1826. 2 Bände. 12. Der Verfasser neigt sich zwar etwas zu stark zum Industrie-Systeme hin, hat aber doch sonst einen sehr richtigen Blick. Er war selbst eine Zeit lang in Spanien unter der Regierung Karl's III. angestellt, indem er sich dem reformirenden Premierminister dieses Königs, Grafen von Floriba Blanca, durch eine Abhandlung über Aufwandsgesetze empfohlen hatte.

3.

Frankreich.

Das großprahlerische Wort: „Il n' y a plus de Pyrénées," welches Ludwig XIV. sprach, nachdem er seinen Enkel Philipp von Anjou auf den spanischen Thron gesetzt hatte, ist damal eben so wenig in Erfüllung gegangen, als nachdem Napoleon seinen Bruder Joseph dorthin verpflanzt hatte, ungeachtet es von höfischen Speichelleckern nicht nur zu dieser Zeit, sondern sogar noch später, als der Herzog von Angouleme über die Bidassoa gegangen war und den Trocadero erstürmt hatte, bis zum Ekel wiederhohlt wurde. Denn diese elende Menschenrasse stirbt nicht aus.

Man kann also mit Recht sagen: Il y a encore de Pyrénées, et il y en aura toujours. Denn sie sind eben so wenig in moralisch-politischer als in physisch-geographischer Hinsicht verschwunden, und werden nicht verschwinden. Denkart, Sitte, Sprache, Wissenschaft, Kunst, überhaupt alles, was dem Leben der Völker ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, trennt noch heute Spanier und Franzosen, wie vor hundert und vor tausend Jahren. Ich möchte daher

wohl den übermenschlichen Gewalthaber seyn, der diese beiden Völker unter einen Hut brächte.

Doch ich lasse jetzt Spanien hinter dem Rücken und wende mich, die Pyrenäen überfliegend, nach Frankreich, dem geistreichsten und gebildetsten Lande der Welt, wie seine Bewohner sagen und wie es auch einige französirte Ausländer ihnen nachsagen. Ich will mich aber darüber mit keinem Menschen in der Welt streiten, wenn man mich nur nicht nöthigen will, mich gleichfalls zu französiren, sondern mir erlaubt, ein ehrlicher, wenn auch nicht so fein geschliffner, Deutscher zu bleiben. Denn ich hoffe doch, daß man mich deshalb nicht sogleich zu den „Barbares du Nord" zählen wird.

Im Ganzen bietet Frankreich das Schauspiel eines tief bewegten Meeres dar, welches gern zur Ruhe kommen möchte, aber nicht kann, weil immer neue Windstöße die nach dem Gleichgewichte strebenden Wellen wieder aufregen. Die Ursache davon liegt freilich zunächst in dem beweglichen, fast quecksilberartigen Charakter des Volkes selbst, welches dieses schöne Land bewohnt. Daher wirft es sich leicht mit Wuth auf einen Gegenstand. Aber diese Wuth — von den Italienern furore francese genannt — dauert nicht lange. Sie lässt von ihrem Gegenstande bald ab und ergreift geschwind einen andern, der jenem vielleicht gerade entgegengesetzt ist. So geschieht es, daß dieses lebhafte

Volk sich gern in Extremen bewegt und (wie neulich in der französischen Deputirtenkammer selbst ein angesehener Redner, Thiers, klagte) bei Verfolgung seiner Zwecke wenig Ausdauer und Beharrlichkeit zeigt.

Diese Beweglichkeit des französischen Volkes zeigt sich in allen Zeiträumen seiner Geschichte, vornehmlich aber seit dem Ausbruche der großen Staatsumwälzung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wie oft hat es seit dieser Zeit seine Verfassung gewechselt! Wie schnell ging es vom absoluten Königthume zur Republik, von dieser zum Kaiserthume, das zwar einige republikanische Formen als Spielzeug stehen ließ, aber im Grunde noch absoluter als jenes war, dann von diesem wieder zum konstituzionalen Königthume über! Aber mit dem letztern ist es eben so wenig zufrieden. Daher modelt es unaufhörlich an der Charte und an den durch sie bestimmten drei Gewalten. Ja Viele wünschen sogar, daß eine neue Nazionalversammlung berufen werden möchte, um den Staat ganz von vorn zu konstituiren und zu organisiren *).

*) Mit dem Obigen will ich keineswegs behaupten, daß es in Frankreich so schlimm aussehe, wie es Chateaubriand in seiner neuesten Flugschrift über die dortige Lage der Dinge schildert, wo es unter andern heißt: „Das, was man „gegenwärtig besitzt, ist ein, ich weiß nicht was, weder Re„publik, noch Monarchie, noch Legitimität, noch Illegitimität; „ein Quasi-Ding, welches Etwas und auch Nichts ist, welches

Darf man sich daher wundern, daß es so viele Parteien in diesem Lande giebt, mehr als irgendwo in der Welt? Und zwar nicht bloß politische, sondern auch religiose oder politisch-religiose Parteien; denn die Politik war in Frankreich immer mit der Religion oder auch mit der Irreligion, mit dem Aberglauben und dem Unglauben, je nach Zeit und Umständen, im engsten Bunde.

Was wird aber endlich aus diesem Amalgam, diesem aus Royalismus, Republikanismus, Bonapar-

---

„nicht lebt und nicht stirbt; eine Usurpazion ohne Usurpator; „ein Tag ohne Morgen und Abend." — Das klingt recht witzig, ist aber doch nicht wahr. Und wenn es auch wahr wäre: so thäte der Verfasser doch besser, statt solche an Nonsens streifende Antithesen zuzuspitzen, sich der einmal bestehenden Ordnung der Dinge redlich anzuschließen und sie durch Rath und That zu stärken. Denn eine neue Restaurazion, wie sie Ch. im Sinne hat — Heinrich V. als König unter Regentschaft des Herzogs von Orleans, der jetzt schon selbst König ist, folglich vom Throne wieder herabsteigen müsste — ist schlechterdings unmöglich. Ch. würde dieß auch bald einsehn, wenn er nur seine Einbildungskraft und seine Eitelkeit ein wenig zügeln wollte. Er schmollt aber lieber mit dem Vaterlande und zieht sich zurück, als daß er ihm dienen sollte, weil's nicht gerade nach seinem Kopfe geht. Das ist nicht patriotisch, auch nicht einmal klug für seinen Ruhm. Denn während man ihn sonst in Paris sehr hoch achtete, spottet man jetzt schon über seine zwecklose bouderie.

tismus, Karlismus — denn auch Frankreich hat seine karlistische Partei *) — Orleanismus, Protestantismus, Katholizismus, Jesuitismus, Ultramontanismus, Gallikanismus, Naturalismus, Atheismus, St. Simo-

---

*) Diese Partei, obwohl von den Karlisten in Spanien sowohl dem Ursprunge als dem Zwecke nach verschieden — denn sie will Karl X. oder wenigstens dessen Neffen Heinrich, den man schon Heinrich V. genannt und woraus man das wunderliche Wort Henriquinquctisme zur Bezeichnung einer Unterart des Carlisme gebildet hat, nach Frankreich zurückführen — hat doch zuletzt einerlei Grundgedanken mit der spanischen Partei gleiches Namens, nämlich enge Verbindung der politischen Macht mit der kirchlichen zur unbedingten Beherrschung der Völker; wobei jedoch die kirchliche Macht die Oberhand behalten soll. Daß aber diese Partei gar nicht schwach sei, erhellt unter andern aus einem Berichte von Genf unterm 15. Oktober d. J. in öffentlichen Blättern. Hier heißt es: „Die karlistische Partei in den südlichen Departements von „Frankreich, unterstützt von fanatischen Priestern, egoistischen „Aristokraten und einer bigotten Volksmenge, erhebt mit jedem „Tage frecher ihr Haupt, das unter das Joch der Gesetze zu „beugen die Regierung, wenn auch vielleicht den Willen, doch „nicht die Kraft hat. Dabei findet diese Partei von außen „insoweit wenigstens indirekte Unterstützung, als die Bildung „von Ausschüssen und die Abhaltung von Konventikeln geduldet „wird, welche gegen die bestehende Ordnung der Dinge ge„nährte Zwecke verfolgen. Nizza wird als der Hauptort dieser „Intriken bezeichnet.“ — Das Letztere weiß ich auch von einem Augenzeugen, der kürzlich von dorther zurückkam.

nismus u. s. w. zusammengesetzten Quickbrei herauskommen? — Das mag der Himmel wissen! Denn menschliche Voraussicht muß hier schlechterdings zu Schanden werden.

Man kann also nur bedingungsweise von Frankreichs Zukunft sprechen. Wenn nämlich Ludwig Philipp sich auf dem Throne behaupten und sein jetziges Ministerium ganz oder zum größern Theile, mit Casimir Perier an der Spitze, noch einige Jahre erhalten kann: so lässt sich doch einiger Bestand für die gegenwärtige Ordnung der Dinge hoffen. Denn der bessere Theil der Nazion wünscht allerdings nach so vielen Stürmen wieder Ruhe und Ordnung. Auch ist nicht zu leugnen, daß die jetzige französische Regierung verständig und wohlwollend, also auch friedliebend, wenn gleich noch etwas schwach wegen des Kampfes der Parteien ist.

Freilich hat man über ihr juste milieu gespottet; denn der Franzose lacht gern und weiß daher allem, selbst den ernsthaftesten Dingen, eine lächerliche Seite abzugewinnen *). Und solcher Spott wird dann auch wohl auswärts wiederholt. Was ist denn aber hier

*) „Lasst mich nur erst auslachen!" — sagte neulich der Figaro, das lachlustigste aller französischen Journale — „nachher hängt mich, wenn ihr wollt." — Das war echt französisch.

eigentlich zu spotten? Haben nicht alle Weisen der Vorwelt die rechte Mitte zwischen den Extremen als den Weg zum besondern sowohl als zum allgemeinen Wohle gepriesen? Was wollen denn die bekannten fast sprüchwörtlich gewordenen Aussprüche: Medio tutissimus ibis — medium tenuere beati — est modus in rebus etc. — andres sagen?

Auch darin hat die französische Regierung vollkommen Recht, wenn sie in einem merkwürdigen Artikel ihres Amtsblattes (Moniteur vom 20. Oktober d. J.) sagt: „Frankreich bedarf sehr des Zusammen„wirkens aller Bestrebungen und Kräfte, um in den „Augen der Völker die Vortheile der Freiheit durch „die Wohlthaten der Zivilisazion zu rechtfertigen. Be„weisen wir allen Völkern, daß die Freiheit die „Bürger bessere und die Staaten glückli„cher mache! Dieß ist eine Frankreichs würdige, „den Nazionen nutzbare Propagande."

Indessen da die Franzosen einmal von Natur ein so bewegliches Volk sind; da sie gern nicht bloß nach innen, sondern auch nach außen wirken; da sie insonderheit Ehre und Ruhm lieben; und da ebendeswegen immer ein großer Theil dieses sich gern groß nennenden Volkes ein geheimes Lüstchen zum Kriege hat: so gebe doch die französische Regierung ihrem Volke eine solche Beschäftigung nach außen, wobei Kriegsehre und Kriegsruhm die Fülle zu gewinnen ist, wofür sich also

das Volk auch mehr begeistern kann, als für die friedlichen Arbeiten des Gewerbes und Handels, der Kunst und Wissenschaft, ohne doch eben diesen Arbeiten Abbruch zu thun. Das wäre zugleich ein recht guter Ableiter für die innern Unruhen, weil dadurch viele Unruhstifter (arbeit- und brodlose Menschen, unthätige Soldaten, auch viele Fremdlinge, die besonders in Paris so gern an den Unruhen theilnehmen) aus dem Lande mit guter Manier fortgeschafft werden könnten.

„Aber wie?“ hör' ich hier fragen. „So foderst „du also die Franzosen zum Kriege auf und willst da- „durch selbst den Weltfrieden stören?“ — Nichts weniger als dieß. Man höre mich nur aus!

Die vorige französische Regierung war bei allen ihren sonstigen Misgriffen, welche sie endlich mit Landesverweisung und Gefängniß büßen musste, klug genug, um einzusehn, daß sie dem französischen Volke eine solche Beschäftigung, wie die eben angedeutete, geben müsse. Da nun der Dey von Algier so unbesonnen gewesen war, mit seinem Fächer einen französischen Agenten in's Gesicht zu schlagen, weil dieser nicht gleich bewilligen wollte, was jener foderte: so ergriff die Regierung diese Gelegenheit, eine See- und Land-Expedizion nach Afrika zu schicken, um den Dey abzusetzen und sein Reich in eine französische Kolonie zu verwandeln. Die Expedizion gelang auch in der Hauptsache, so daß jener Dey, statt in Algier zu

herrschen, jetzt in Paris das Schauspiel und die Deputirtenkammer besucht *).

Allein es ist in Algier noch gar viel zu thun, um theils begangene Fehler wieder gut zu machen, theils die Kolonie gegen die wilden Räuberstämme zu schützen und zu erweitern. Ja Frankreich kann hier ein großes, für die Menschheit höchst wohlthätiges Werk ausführen, wenn es nach und nach — denn im Nu ist das freilich nicht geschehen — die ganze mauritanische Küstenstrecke kolonisirt, europäische Kultur dahin bringt und selbst im Innern Afrika's auf Entdeckungen ausgeht und Handelsverbindungen anknüpft.

Man sage nur nicht, daß England dieß nicht leiden werde. England muß es wohl leiden, weil es jetzt in sich selbst und mit seinen Kolonien so viel zu thun hat, und weil es die ganze gebildete europäische Welt gegen sich aufbringen würde, wenn es Frankreich an einem so schönen und großen Werke hindern wollte.

Also Glück auf, ihr Herren Franzosen, nach Afrika! Unsere besten Wünsche werden euch dahin begleiten. Aber in Europa müßt ihr Frieden halten. Sonst wird Europa euch zeigen, daß es größer und mächti-

*) Vor kurzem ist er jedoch nach Nizza abgereist, um daselbst — welch sonderbarer Zufall! — mit dem vertriebenen Herzoge Karl von Braunschweig zusammen zu treffen.

ger als Frankreich ist. Ja ich wollte hundert gegen eins wetten, daß, wenn ihr Europa noch einmal zum Kriege herausfodert, die Kosaken zum dritten Male nach Paris kommen werden. Und dann geht es euch gewiß schlimmer, als die beiden ersten Male. Alle Künste und Witzworte Talleyrand's werden dann Frankreich vor der Zerstückelung nicht bewahren können. Das würd' ich aber auch für ein großes Unglück halten. Denn Frankreich, und zwar ein kräftiges und gewichtiges Frankreich, darf in Europa's großer Staatenfamilie nicht fehlen. Darum kann ich auch nicht in den Wunsch derer einstimmen, welche aus Frankreich einen Bundesstaat oder gar einen bloßen Staatenbund machen wollen. Es würde dadurch gleichfalls aufhören, sowohl zur See als zu Lande so mächtig zu sein, als es im europäischen Staatensysteme sein muß.

4.

England.

Unter England versteh' ich hier nicht — um sogleich einem Misverständnisse zu begegnen — das eigentliche kleine England, sondern auch Schottland und Irland, überhaupt das ganze brittische Reich.

Dieses Reich ist unstreitig eins der größten, wenn wir seine gesammten Kolonien in und außer Europa dazu rechnen. Es fehlt ihm auch nicht an Macht, nach außen zu wirken. Denn seine Flotten bedecken alle Meere und können leicht Truppen von einem Punkte zum andern führen. Aber es nagt ein dreifacher Krebs an seinem Wohlsein.

Der erste ist eine Nazionalschuld, die so ungeheuer ist, daß nicht nur alles in England, sondern alles in der Welt umlaufende Gold und Silber nicht hinreichen würde, sie zu bezahlen. England ist also eigentlich schon bankrott. Denn das ist Jeder, wenn er mehr Schulden hat, als er bezahlen kann. So lange freilich der Welthandel England noch so bereichert, daß es wenigstens die Zinsen für seine Schuld aufbringen kann: so lange wird wohl der

Bankrott nicht ausbrechen. Aber wer steht England dafür, daß das immer so fortgehn werde? Kein Mensch kann das verbürgen.

Ein zweites, fast noch größeres, Uebel ist das ungeheure Misverhältniß zwischen Reichthum und Armuth in England. Allerdings ist die von manchen Philosophen und Religiosen gefoderte Gemeinschaft der Güter eine eben so ungereimte Foderung, als die gleiche Vertheilung derselben. Und noch ungereimter ist wo möglich die Foderung der Saint-Simonisten, daß man erst die Fähigkeit und das Verdienst aller Menschen ausmessen und dann Jedem nach dem Maße seiner Fähigkeit und seines Verdienstes seinen Antheil an den Gütern des Lebens bestimmen solle. Es kann nicht anders sein, als daß diese Güter ungleich und ohne jedesmalige Beziehung auf Würdigkeit vertheilt seien. Aber gewiß ist auch ein allzuschreiendes Misverhältniß zwischen sehr Wenigen, die sehr viel haben, und sehr Vielen, die sehr wenig oder gar nichts haben, ein großes Unglück für eine Bürgergesellschaft. Denn trotz allen polizeilichen Maßregeln und trotz allen Armentaxen, die selbst wieder ein großes Uebel sind, findet dann stets ein heimlicher Krieg zwischen jenen Wenigen und diesen Vielen statt. Und wer kann dafür stehn, daß es nicht einmal diesen einfällt zu sagen: „Weil wir die Vielen sind, so sind „wir auch die Stärkeren und wollen den Wenigen „nehmen, was sie zu viel haben" —? Dieser Ge-

danke ist so natürlich, daß die Ausführung desselben eben so möglich ist, als die Entstehung. *)

Ein drittes Uebel, das zwar nicht so nahe liegt, sondern nur von fern her droht, aber doch schon wie ein am Horizont aufsteigendes Gewitter sich hören läſst, sind die in allen Welttheilen zerstreuten Kolonien Englands und die auf einigen derselben herrschende Unzufriedenheit mit dem Mutterstaate. Besonders gilt dieß von den Kolonien, die England noch in Amerika hat. Noch ganz neuerlich haben dieselben in mehren Beschwerdeschriften gedrohet, daß sie sich vom Mutterstaate trennen würden, wenn man ihren Beschwerden nicht abhülfe. Ob diese Beschwerden gerecht oder ungerecht, mag ich nicht entscheiden, wiewohl ich

---

*) In Irland möchte wohl dieser Gedanke am ersten zur Ausführung kommen. Denn dort ist das Misverhältniß zwischen Reichthum und Armuth am drückendsten, so daß in Irland fast alle Jahre (besonders wenn die Kartoffeln, das einzige Nahrungsmittel eines großen Theils der dortigen Bevölkerung, nicht gerathen) Tausende im eigentlichen Sinne vor Hunger sterben. Daher ist auch daselbst Plünderung und Mord fast an der Tagesordnung. Bedenkt man nun noch überdieß, daß in Irland der größte Theil der Bevölkerung katholisch ist, und daß die dortigen Katholiken an die anglikanischen Geistlichen Zehnten und Stolgebühren bezahlen, zugleich aber auch ihre eignen Geistlichen erhalten müssen: so ist es gewiß nicht unpassend, diese unglückliche Insel vorzüglich den faulen Fleck des großen brittischen Reiches zu nennen.

gern zugebe, daß einige davon ungerecht sein mögen. Insonderheit ist es gewiß die Beschwerde über diejenigen Beschlüsse des brittischen Parlements, durch welche die auf einigen Kolonien noch herrschende Sklaverei beschränkt und nach und nach ganz abgeschafft werden soll. Allein darauf kommt es hier nicht an, sondern bloß auf die Thatsache, daß die Kolonien eine so trotzige Sprache führen.

Nun hat man zwar gesagt, da England von dem Verluste einiger Kolonien in Amerika, welche sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts vom Mutterstaate losrissen, keinen bedeutenden Schaden, vielleicht gar einigen Vortheil gehabt habe: so würde dieß auch der Fall in Ansehung der übrigen sein. Allein der Meinung kann ich nicht beipflichten. Denn wenn England eine Kolonie nach der andern verlöre; wenn es insonderheit seine ostindischen Besitzungen verlöre, wo die eingebornen Britten, weil sie nicht zu den höhern und einträglichern Aemtern zugelassen werden, eben so unzufrieden mit der brittischen Regierung sind, als die eingebornen Hindus, weil sie nicht mehr ihre Weiber nach dem Tode der Männer verbrennen sollen und weil sie ebenfalls von jenen Aemtern ausgeschlossen sind: so wäre es aus mit dem brittischen Welthandel. Dann würden aber auch viele Staatseinnahmen wegfallen, mithin die Zinsen der Staatsschuld nicht mehr bezahlt werden können, folglich der Staatsbankrott unbezweifelt ausbrechen. Und dann

würden auch viele Reiche arm werden, und viele Arme, die bei der Schiffahrt und in den Fabriken noch einen nothdürftigen Unterhalt finden, auch diesen verlieren. Kurz es müsste eine Umkehrung der Dinge in England eintreten, die noch größer und schrecklicher sein würde, als die frühere in Frankreich.

Solchem Unheile soll nun zwar die bekannte Reformbill vorbeugen. Allein erstlich ist diese Bill so eben im brittischen Oberhause durchgefallen, weil viele geistliche und weltliche Lords großes Unheil von derselben befürchteten *). Wenn sie aber auch später durchgehen

*) Die schrecklichen Ereignisse in Bristol werden von den Antireformers wohl benutzt, die Reform verdächtig zu machen, indem sie sagen: „Dahin führen die Bestrebungen der Reformers!" Das Argument wird aber auf der Stelle umgekehrt, indem die Reformers sagen: „Dahin führen die Bestrebungen der Antireformers!" Und in der That, wenn Sir Charles Wetherell weggeblieben wäre oder nur nicht einen so glänzenden und auffallenden Einzug in Bristol gehalten hätte, falls er als Recorder dahin musste: so würde kein solcher Aufruhr entstanden sein. Es ist unklug, das Volk noch mehr zu reizen, wenn man weiß, daß es sich schon in einem aufgereizten Zustande befindet. Der Sir wollte aber trotzen und höhnen; darum ward ihm Gleiches mit Gleichem vergolten. Und am Ende mussten Reformers und Antireformers auf gleiche Weise büßen; wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt. Wird nun wohl der Herr Recorder, den das Volk lebendig schinden wollte, sich freuen, daß er doch, als

sollte, was allerdings zu hoffen ist: so wäre damit noch nicht viel gewonnen. Denn es bekäme dadurch nur das Unterhaus eine bessere Zusammensetzung nach der Idee der Volksvertretung, indem die Besitzer der verfaulten Burgflecken (rotten boroughs) ihr Wahlrecht verlören und mehre Städte das Wahlrecht erhielten. Darum haben nicht bloß viele Torys, sondern sogar manche Whigs gegen die Bill gestimmt, weil die dadurch beabsichtete Reform ihnen nicht gründlich (radical) genug schien. Sollten aber diese Whigs, die man ebendeswegen Radikalreformers nennt, die Oberhand gewinnen: so möchte aus der gründlichen Reform wohl auch sehr bald eine förmliche Revoluzion werden. Die brittischen Pairs würden vielleicht gleiches Schicksal mit den französischen haben, und die Bischöfe der anglikanischen Kirche ihre fetten Pfründen, wenigstens die für sie selbst zwar sehr einträglichen, für das Volk aber auch sehr drückenden, Zehnten verlieren.

Bei so bewandten Umständen ist nicht wohl abzusehn, wie dem brittischen Staate geholfen werden soll, wenn es nicht etwa durch einen Deus ex machina geschieht d. h. wenn Gott nicht diesem Staatsschiffe

---

Stallknecht verkleidet, durch den Schornstein und über Dächer kriechend, mit heiler Haut davon gekommen? Ich zweifle, wenn er noch einen Funken von Gewissen hat.

einen Steuermann giebt, der die Vorzüge von Pitt und Fox in sich vereinigt, ohne ihre Fehler zu theilen, also etwa einen Canning. Denn wie achtbar auch die Fähigkeiten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten eines Grey, eines Brougham und andrer Mitglieder des jetzigen brittischen Kabinets sein mögen: ihr neuliches Unterliegen im Oberhause ist doch wohl nichts anders, als ein Zeichen von Mangel an Kraft oder an Voraussicht. Ein Canning würde den Boden dort besser sondirt und die Hindernisse, die er gefunden, entweder durch eine neue Pairs-Schöpfung oder auf andre Weise voraus beseitigt haben.

Wenn ich aber hier in Bezug auf England gewissermaßen die Rolle eines Unglückspropheten übernommen habe: so wolle man daraus nicht schließen, als gönnt' ich ihm dieß Unglück. Im Gegentheil, ich wünscht' es zu entfernen, wenn ich nur könnte. Denn ich ehre das brittische Volk und erkenn' es dankbar an, daß es sich durch Begründung der politischen und religiosen Freiheit, durch eine Menge von großen Entdeckungen und nützlichen Erfindungen, so wie durch Abschaffung des Sklavenhandels — so weit dieß in seiner Macht stand — um die Menschheit überhaupt sehr verdient gemacht hat.

Auch würd' ich Englands Bestreben, durch Missions- und Bibelgesellschaften die Welt zu ver-

bessern, gern beloben, wenn man nur dabei mit etwas mehr Besonnenheit zu Werke ginge. Denn mit dem Predigen des Anglikanismus oder des Methodismus, wie mit dem Vertheilen von Bibelübersetzungen, die oft herzlich schlecht und nicht einmal mit Erklärungen zum Verständnisse dunkler Stellen versehen sind, ist der Welt wahrhaftig nicht gedient. Auch sollten die brittischen Missionare nicht die Neubekehrten unter einem so strengen Drucke halten, wie Otto von Kotzebue in der Beschreibung seiner Reise um die Welt (Weimar, 1830. 8.) in Bezug auf die jungen Christen der Südseeinseln berichtet. Denn das Christenthum ist eine Religion der Liebe und Barmherzigkeit, nicht der Furcht und Härte.

Und weil ich einmal im Zuge bin, so möcht' ich die Herren jenseit des Kanals auch bitten, daß sie nicht mehr so freigebig mit der Todesstrafe wären, die barbarischen Boxereien, Hahnenkämpfe und Parforce-Jagden abschafften, und auch nicht mehr zugäben, daß ein Mann seiner Frau einen Strick um den Hals legt, sie auf den Markt führt und da ganz öffentlich verkauft. Denn wenn dieß gleich in England nur noch gemeine Leute thun: so macht doch einer Nazion, die einen Shakespeare, einen Milton, einen Newton, einen Locke, und auch einen Howard erzeugte, es wahrlich keine Ehre, daß so etwas in ihrer Mitte geschehen kann. Es ist ja ein so schändlicher Handel um nichts besser, als der Sklaven-

handel, ja noch viel schlimmer, weil da der Mann sein eignes Weib verhandelt. Jener Handel ist daher fast eben so abscheulich, als die Verbrennung der Wittwen in Hindostan, welche Barbarei doch die Engländer nicht dulden wollen. So bemerkt man das fremde Unrecht immer eher, als das heimische.

5.

Die Niederlande.

Wenn Wasser und Blut einen Boden fruchtbar machen können: so muß es der niederländische im höchsten Grade sein. Denn an Wasser in Flüssen, Kanälen und Seen ist hier so großer Ueberfluß, daß man es nur beklagen kann, wenn die Macht der Elemente oder die Gewalt der Menschen Dämme und Schleusen zerstört, um in wenigen Augenblicken eben durch Wasser zu vernichten, was in vielen Jahren der mühsamste Fleiß geschaffen hat. Aber auch des Blutes ist hier genug vergossen worden, besonders zu jener Zeit, wo die Niederlande noch ein spanisches Besitzthum waren, in welches die kirchliche Reform, dem Spanier ein Gräuel, eindrang; wo daher der grausame Philipp den noch grausamern Alba nach den Niederlanden sandte, um die Reform mit Feuer und Schwert zu unterdrücken und selbst einen wackern Egmont hinzurichten.

Seit der Zeit trennten sich die nördlichen, der Reform ergebnen, Provinzen von den südlichen, der Reform abgeneigten. Denn überall hat sich der Norden mehr als der Süden zur kirchlichen Verbesserung hinge-

neigt. Und diese Trennung bestand bis auf die neueste Zeit, wo der Kongreß zu Wien den Versuch machte, das Getrennte unter dem Titel eines Königreichs der Niederlande und unter der Herrschaft des alten und erlauchten Hauses Oranien wieder zu vereinigen.

Allein diese politische Ehe schien nicht im Himmel geschlossen. Zwar blüheten die südlichen Provinzen in Handel und Gewerbe sichtbar auf, seitdem sie ihre Erzeugnisse den nördlichen Provinzen und durch diese auch den Kolonien derselben in Amerika und Asien zuführen durften. Aber sie hielten sich doch für zurückgesetzt, meinend, ihre Kinder würden als Stiefkinder behandelt, sowohl in Hinsicht auf Besetzung der Staats- und Kriegsämter, als in Hinsicht auf Bezahlung der Schulden, welche dem bei weitem größern Theile nach von den nördlichen Provinzen vor ihrer Verbindung mit den südlichen gemacht wären.

Vornehmlich jedoch hielten sie sich in religioser Hinsicht für beeinträchtigt. Wenigstens versicherten dieß ihre Priester; und alle die, welche den Priestern auf's Wort glaubten — deren es dort noch sehr Viele giebt — sprachen es sehr laut nach. Es war ihnen nämlich ganz unerträglich, daß sie unter einem protestantischen Fürsten stehen sollten. Denn obwohl dieser Fürst keinen Menschen wegen seines Glaubens anfocht oder in seiner Gottesverehrung beschränkte: so

wollte er doch für eine bessere Volksbildung durch Erziehung und Unterricht der Jugend sorgen, weil diese Bildung, bisher ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, ebendeswegen sehr vernachlässigt war. Ja er wollte sogar, daß die Geistlichkeit selbst nicht bloß in schlechten Seminarien erzogen, sondern auch in einem, zu diesem Behufe besonders errichteten, philosophischen Kollegium eine höhere Bildung erhalten sollte. Und das war eben dieser Geistlichkeit ein großer Dorn im Auge.

Mit den Priestern aber vereinigten sich seltsamer Weise einige Demokraten, die es lieber gesehen hätten, wenn Belgien (so will ich künftig kurzweg die südlichen Provinzen nennen) entweder allein oder vereinigt mit Holland (so die nördlichen) eine Republik geworden wäre. Denn da hätten sie leicht eine größere Rolle spielen können, als unter einer monarchischen Verfassung. Zwar war diese Verfassung im Ganzen sehr liberal. Und eben so war es auch die derselben angemessene Verwaltung, dergestalt daß selbst die liberalsten französischen Zeitschriften (der Constitutionnel z. B.) den König der Niederlande als den liberalsten Fürsten Europa's priesen und ihrem eignen Könige als ein Muster empfahlen. Allein er wollte doch nicht zugeben, daß die belgischen Demokraten zu förmlichen Demagogen würden und dadurch ihm die Zügel der Regierung aus den Händen rissen. Das aber war

eben diesen Demokraten (Herrn von Potter und Konsorten) ein gewaltiges Aergerniß. *)

Wie nun Oel und Wasser sich nicht mischen,

---

*) Auch das Journal de Liége bestätigt (nach dem Auszug eines Artikels desselben in der Preuß. Staatszeitung, Nr. 304.) diese Ansicht vom Ursprunge der belgischen Revoluzion. Es sagt nämlich: „In unsern Augen war der Aufstand in „Brüssel, unüberlegt von Seiten Einiger, das Verbrechen mehrer „ehrgeiziger Demagogen, verbunden mit den noch ehrgeizigern „und bei weitem rachsüchtigern Jesuiten. Der beispiellos „blühende Zustand unsers Handels und unsrer Industrie, der „Wohlstand, welcher sich unter der arbeitenden Klasse durch „Arbeit und Belehrung verbreitete, konnte die durch schimpfliche „Leidenschaften bethörten Herzen nicht rühren." — Es würde daher unbegreiflich sein, wie eben diejenigen, welche die Jesuiten als Feinde des Lichts und der Freiheit so heftig bekämpft haben, dennoch der belgischen Revoluzion sich erfreuen und derselben einen siegreichen Fortgang wünschen konnten, wenn man nicht an solche Widersprüche mit sich selbst in der Menschenwelt schon gewöhnt wäre. Manche waren freilich auch so verblendet, daß sie an die Mitwirkung der Priester- und Jesuitenpartei gar nicht glauben wollten, weil sie eine Vereinigung so heterogener Elemente gar nicht für möglich hielten. Wussten sie denn aber nicht, daß diese Partei alle Masken annehmen kann und alle Mittel gut findet, wenn sie nur zu ihrem Zwecke dienen? — Endlich giebt es auch einige — wie soll man sagen? — Narren oder Bösewichter, die eine Revoluzion wie ein Feuerwerk betrachten und sich daher freuen, wenn in der Welt nur recht viel revoluzionirt wird, sei's aus welchem Grund es wolle.

wenn sie nicht durch ein Drittes entweder auf kürzere Zeit mechanisch zusammengeschüttelt oder auf längere Zeit chemisch mit einander verbunden werden: so war dieß auch der Fall in Ansehung der hierarchischen und der demokratischen Partei Belgiens. Das Dritte aber, was sie einander näher brachte, war die pariser Juli-Revoluzion.

Die Franzosen hatten so schnell über die Bourbons (älterer Linie) gesiegt, hatten sie so leicht vom französischen Boden verjagt, daß die mit den Oraniern unzufriednen Belgier eben so schnell und leicht mit denselben fertig zu werden hofften, wenn sie nur gemeinschaftlich auf dasselbe Ziel lossteuerten und sich zu dem Ende genauer an einander anschlössen. Dieß thaten sie denn auch. Und so ward die pariser Revoluzion in Brüssel gleich von neuem aufgeführt.

Indessen ging die Sache hier doch nicht so schnell. Die Holländer thaten Widerstand. Und ob sie gleich anfangs den kürzern zogen und einen Waffenstillstand eingehen mussten, weil Frankreich sich der Belgier annahm: so rüsteten sie sich doch fortwährend zu einem neuen Kampfe, kündigten endlich den Waffenstillstand auf, und schlugen die Belgier, welche doch der Zahl nach weit stärker waren und, ihre Tapferkeit bis in den Himmel erhebend, immer eine sehr drohende Sprache gegen die phlegmatischen und furchtsamen Holländer geführt hatten, dermaßen in die Flucht, daß die bel-

gischen Helden nicht nur Waffen und Gepäck, sondern sogar ihre Blusen wegwarfen, um nur nicht im Laufen gehindert zu werden.

Da jedoch Frankreich den Belgiern mit 50000 Mann zu Hülfe kam, und da, beim Lichte besehen, Holland auch wenig an der Fortsetzung jener bloß politischen, aber ebendarum unglücklichen, Ehe gelegen sein konnte: so willigte es, nachdem es wenigstens seine Ehre vor den Augen Europa's gerettet hatte, in die Trennung. Und was noch zwischen beiden Theilen streitig blieb, die Gränzen und die Schulden, das glich die Konferenz der fünf Mächte in London durch einen schiedsrichterlichen Spruch aus, dem sich die streitenden Theile wohl unterwerfen mussten, da sie zu schwach waren, dem Willen jener großen Mächte zu widerstehen. *)

---

*) Als der Verfasser das Obige schrieb, hatte zwar nach öffentlichen Blättern erst Belgien sich geneigt erklärt, das definitive, aus 24 Artikeln bestehende, Konferenz-Protokoll anzunehmen, Holland hingegen diese Annahme noch verweigert oder, wie es auch hieß, wenigstens um Erläuterung einiger Artikel ersucht, die ihm entweder nicht deutlich oder nicht vortheilhaft genug schienen. Aber darum kann ich nicht glauben, daß Holland im Ernste dem Beschlusse der fünf Mächte Trotz bieten wolle. Auf jeden Fall möchte dabei wenig zu gewinnen, wohl aber viel zu verlieren sein. Wahrscheinlich zaudert die holländische Regierung nur, weil sie weiß, daß der vorgeschlagne Traktat dem Volke unangenehm ist, sie also nicht das Ansehn haben

Wer hat nun bei dieser niederländischen Revoluzion gewonnen oder verloren?

Holland hat freilich Belgien verloren. Aber diesen Verlust wird es bald verschmerzen, da ihm die Vereinigung mit Belgien wenig Segen gebracht hat. Es wird sich auch von seinen anderweiten, bei jener Revoluzion erlittenen, Schäden bald wieder erholen, wenn nur der Weltfriede nicht gestört wird und dann der Handel neuen Aufschwung nimmt. Denn es hat noch eine tüchtige Handelsflotte und seine Kaufleute haben noch Kraft und Unternehmungsgeist.

Belgien hat dagegen die Unabhängigkeit von Holland, die politische Selbständigkeit gewonnen. Aber mit welchen ungeheuern anderweiten Verlusten hat es diesen Vortheil erkauft! Hören wir darüber einen Bericht aus Brüssel selbst vom 13. Oktober d. J. (Allgem. Zeitung, außerord. Beil. Nr. 412). Hier wird gesagt, es habe diese Stadt seit der Revoluzion und durch dieselbe „erstaunlich gelitten und zugesetzt, indem der Unterhalt so „vieler hungrigen Müßiggänger und Bettler ihre Kassen „so erschöpfte, daß die Stadtkasse nicht nur ihre aufgenommenen Kapitale und deren Zinsen nicht abtragen, „die angefangenen Bauten nicht vollenden, die noth-

---

will, als wenn sie ihn annähme, ohne dazu durch die Gewalt der Umstände genöthigt zu sein. Die innere Politik hat so gut ihre Finessen, als die äußere.

„wendigsten Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten „nur mit Mühe fortsetzen kann u. s. w., sondern daß sie „sogar außer Stand ist, die einzelen Bürger, welche „seit Jahresfrist Foderungen haben und schon oft von „einem Termine zum andern verwiesen worden, zu be„friedigen. Ueberhaupt" — heißt es in jenem Berichte weiter — „hat keine belgische Stadt bei der Revoluzion „so viel verloren und gelitten als Brüssel, die fast von „der höchsten Stufe des Wohlstandes in aller Hinsicht „bis zur niedrigsten gesunken ist." — Indessen haben Antwerpen, Gent, Lüttich, Löwen und andre belgische Städte verhältnissmäßig nicht weniger gelitten und verloren, so daß schon stark von einer zahlreichen oranischen Partei die Rede ist, welche die Wiedervereinigung Belgiens mit Holland zu bewirken sucht.

Niemand ist aber durch den Ausgang dieser Revoluzion in seinen Hoffnungen mehr getäuscht worden, als jene beiden Parteien, welche sie zuerst angezettelt haben. Die Demokraten, die gern einen republikanischen Wahlpräsidenten, in der Hoffnung, es selbst zu werden, haben wollten, haben einen Erbkönig erhalten. Und die Priester, die gern einen katholischen Fürsten, in der Hoffnung, ihn als Gewissensräthe zu leiten, haben wollten, haben wieder einen protestantischen erhalten. Dieser Fürst — König Leopold I., der wunderbarer Weise schon Ansprüche auf den brittischen Thron, dann auf den griechischen hatte, und nun auf den belgischen ver-

setzt worden — dieser Fürst wird zwar beiden Parteien nichts zu Leide thun, da ihn schon die neue, seine Macht sehr beschränkende, Verfassung daran hindert. Er wird ihnen gewiß aber auch nichts zu Liebe thun, wenn er es anders mit sich und seinem Volke gut meint. *)

Das Allerschlimmste aber bei der Sache ist, daß die Belgier trotz allem ihren Unglücke nicht einmal bedauert, sondern von Feind und Freund auf gleiche Weise verachtet und verspottet werden. Nun ist es freilich kein Wunder, daß die Holländer dieß thun! Denn die Belgier haben es auch nicht an Hohn gegen dieselben fehlen lassen. Daß es aber auch die Franzosen thun, die doch anfangs der belgischen Sache sich

*) Wie muß dem Könige zu Muthe sein, wenn das wahr ist, was ein Bericht aus Aachen vom 14. Oktober d. J. (Allg. Zeitung, Beilage Nr. 301.) meldet! Hier heißt es unter andern: „Der König ist ehrgeizigen Ränkemachern und dem Auswurfe „der Revoluzion preisgegeben, muß Bosheit und die ekelhafteste „Roheit in seiner Umgebung dulden.“ — Man erzählt sogar, daß vom Könige zur Tafel gezogne Deputirte in schmuziger Kleidung und Wäsche und mit stinkenden Schmierstiefeln erschienen, sich auch sonst auf eine Weise benahmen, die man in jeder guten Gesellschaft mit dem Stempel der Gemeinheit bezeichnen würde. Ferner: „Die Priester, die den Protestanten „in ihm verabscheuen, werfen die Larve ihrer bisherigen Heuchelei „immer ungescheuter von sich.“ — Darf man sich unter solchen Umständen wundern, wenn schon das Gerücht geht, der König wolle wieder nach England zurückkehren?

mit solcher Begeisterung annahmen und sie als gerecht, gut, edel u. s. w. bis zum Himmel erhoben, das muß für die armen Belgier im höchsten Grade schmerzhaft sein. Und doch ist es wahr. Hören wir einen andern Bericht aus Brüssel vom 17. Oktober d. J. (Leipziger Zeitung, Nr. 256). Hier heißt es: „Es geschieht oft, „daß die guten Brüsseler, die in jedem Franzosen einen „Juli-Helden sehen und jeden Juli-Helden für einen „Bewundrer ihres Septembers" — in welchen nämlich die belgische Nachäffung der französischen Juli-Revoluzion fiel — „halten, mit großer Verwundrung hören, „wie Manche von den zahlreich hier anwesenden fran„zösischen Offizieren sich öffentlich darüber äußern, daß „es doch der belgischen Revoluzion an jedem festen „Boden fehle, indem hier keine Verletzung der Charte, „kein Versuch, um ein Jahrhundert zurückzuschreiten, „und überhaupt kein fühlbarer Druck stattgefunden „habe; daß im Gegentheile der Schritt um ein Jahr„hundert zurück erst nach der Revoluzion ge„schehen sei; daß statt des Lichtes der Bildung, welches „die von der niederländischen Regierung gepflegten Uni„versitäten und Schulen nach allen Richtungen hin ver„breitet hätten, *) die Finsterniß der Unwissenheit ihr

*) Oeffentlichen Blättern zufolge soll man in Belgien Willens sein, die einzeln im Lande zerstreuten Universitäten aufzuheben und statt derselben in Brüssel eine allgemeine oder

„altes Feld wieder gewonnen habe; und daß die Blüthe „der Industrie von dem Sturme verwehet worden, wel„chen Pfaffen und Demagogen heraufbeschworen hätten. „Als kürzlich einige auf einem Kaffeehause versammelte „französische Offiziere über die Widersprüche, die sie „hier gefunden, sich nicht genug verwundern konnten, „trat Einer von ihnen mit der schließlichen Erklärung „dazwischen: Enfin, c'est un peuple fanatique et „passablement ignorant — und damit waren die „übrigen zufrieden gestellt." — Ja in einem öffentlichen Blatte ward kürzlich sogar erzählt, daß das Volk in Brüssel neulich mehre Insignien der belgischen Revoluzion auf dem Markte mit bitterem Hohngelächter und mit beißendem Spotte auf die Worthelden dieser Revoluzion an den Meistbietenden verkauft habe.

Welche große Lehre ist in diesem tragikomischen Ausgange der belgischen Revoluzion enthalten! — Mögen die, welche sie so unbesonnen oder so boshaft begonnen haben, zusehn, wie sie es vor Gott und

---

Zentral-Universität zu errichten. Auch dieses Projekt ist eine Nachäffung der französischen Zentral-Universität in Paris, über die man schon so viele Klagen mit Recht erhoben hat. Wird daher dieses Projekt ausgeführt, so ist es wieder nichts anders als ein Rückschritt. Denn eine Zentral-Universität in der Hauptstadt kann nicht so viel Licht und wissenschaftliche Bildung verbreiten, als mehre im Lande zerstreute Universitäten.

ihrem Gewissen verantworten können! Mögen aber Andre, die vielleicht anderwärts ein gleiches Gelüste haben, ein Beispiel daran nehmen und sich noch zu rechter Zeit von einem so unheilschwangern Beginnen abschrecken lassen!

6.

Die Schweiz.

Wenn man das alte Arkadien nennen hört: so knüpfen sich an diesen Namen gewöhnlich die Vorstellungen von einer romantischen Gegend, von Einfalt und Unschuld der Sitten, von einem immer ruhigen, heitern, zufriednen, also glückseligen Leben. Dasselbe war sonst der Fall mit dem Namen der Schweiz. Jetzt aber stehen die Sachen anders. Zwar haben sich dort Berg und Thal, Fluß und See nicht verändert, wenigstens nicht im Ganzen, wenn auch hier und da eine Berghöhe eingestürzt ist und dem Lauf eines Waldstroms eine andre Richtung gegeben hat. Allein die Menschen scheinen nicht mehr dieselben zu sein. Reisende klagen über die Habsucht der Schweizer, und selbst Romanschreiber stellen die Schweizerinnen nicht mehr als keusche und züchtige Frauen und Jungfrauen dar, sondern als leichtfertige und lüsterne Mimilis.

Möchte man indessen auch solche Klagen als übertrieben und solche Darstellungen als untreu verwerfen — Eines kann nicht geleugnet werden. Die Schweizer sind mit sich selbst zerfallen. Sie leben in bitterem Hader und Zwiespalt. Ja es scheint fast, als wollte

jeder Kanton der Schweiz nach und nach sein Revoluziönchen machen, als wollten viele Schweizer den Juli-Helden von Paris und den September-Helden von Brüssel ähnlich werden.

Woher diese Zerwürfnisse? — um auch einmal ein recht neumodisches Wort zu brauchen. Die Rede eines Schweizers, der ein recht verständiger und wackerer Mann, also noch ein Schweizer von altem Schrot und Korn zu sein scheint, und den ich bald nachher nennen werde, giebt uns darüber Aufschluß. Das Volk ist dort auch mit seinen bisherigen Gebietern unzufrieden. Es will anders regiert, es will ordentlich vertreten sein und durch seine Vertreter theilnehmen an der Gesetzgebung, der Besteuerung und andern öffentlichen Angelegenheiten. Es will also fast in allen Kantonen, besonders in den aristokratischen, wo alte Patrizierfamilien beinahe ausschließlich die Zügel der Regierung führen, eine andre Verfassung haben.

Zu den Kantonen, in welchen dieses Verlangen sich am lebhaftesten und stärksten ausgesprochen und selbst zu blutigen Auftritten Anlaß gegeben hat, gehört vornehmlich der Kanton Basel, weil in demselben die Landgemeinen sich in ihrem Verhältnisse zur Hauptstadt des Kantons sehr beschwert fühlen. Die eidgenössische Tagsatzung, welche durch diese Händel sehr beschäftigt und drängstigt ist, sandte daher Kommissarien oder sogenannte Repräsentanten nach Basel, um

die gesetzliche Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Unter diesen Repräsentanten befand sich auch der Landammann Sydler von Zug. Er hielt daher im großen Rathe zu Basel eine Rede, welche die wahren Verhältnisse so unbefangen und ruhig würdigte und so treffende Vorschläge zur Aussöhnung der Parteien machte, daß man hätte glauben sollen, er müsste Gehör finden.

Unter andern sagte er zur nähern Bezeichnung dieser Parteien: „Die Einen wollen die vorhandne „Verfassung gänzlich stürzen und eine andre, durch „einen Verfassungsrath nach der Kopfzahl, an ihre „Stelle setzen. Die Andern möchten nicht die geringste „Abänderung derselben zugeben und auch nicht einen „Buchstaben darin dem Frieden zum Opfer bringen. „Klugheit und höhere Rücksichten auf die Bedürfnisse „des Vaterlandes rathen indessen zu einem Mittel„wege." — Voilà encore un juste milieu!

Der wackere Mann erklärte ferner, die eidgenössische Tagsatzung sei der Meinung, „daß einzig auf „Versöhnung und Vereinigung der Gemüther ein blei„bender Zustand ruhen könne." Er schlug daher vor allen Dingen ein unbedingtes Vergeben und Vergessen des Geschehenen, eine vollkommne Amnestie vor, und bat, ja beschwor den großen Rath zu Basel auf das Rührendste, die Hand zur Versöhnung zu bieten und etwas von seinen alten, aber nicht mehr zeitgemäßen,

Vorrechten dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen. *)

Allein der große Rath war leider bisher taub gegen alle noch so vernünftige Vorstellungen. Nun, mögen es die großen Herren von Basel, die meist angesehene Kauf- und Handelsherren sein sollen, nur nicht zu bereuen haben, daß sie selbst das Ansehen der eidgenössischen Tagsatzung, als der höchsten Behörde des Schweizer-Bundes, so wenig beachteten und dennoch unbedingte Unterwerfung von ihren Angehörigen foderten! **)

Uebrigens muß freilich zugestanden werden, daß

---

*) Die ganze, sehr merkwürdige, Rede ist zu lesen in der Allg. Zeitung, außerord. Beilage, Nr. 415. und 416.

**) Bern, wo der Aristokratismus in seiner alten starren Form weit herrschender war, als in irgend einem Kanton der Schweiz, ist doch weit nachgiebiger gewesen, als Basel. Dort ist die (von dem im Januar d. J. zusammengetretnen Verfassungsrathe dem Volke vorgelegte und von diesem am 31. Juli mit 20 Stimmen gegen 1 angenommene) neue Verfassung nunmehr wirklich in's Leben getreten. Die bisherige Regierung hat ihr Amt niedergelegt und die neue es begonnen. Alles ist dabei mit der größten Ruhe und Ordnung vor sich gegangen. Möchte doch Basel daran ein Beispiel nehmen! Aber die Stadt Basel besteht so hartnäckig auf ihren Vorrechten gegen das Land, daß sie neuerlich erklärt hat, sich lieber an Frankreich oder Deutschland anschließen, als in eine Veränderung der Kantons-Verfassung willigen zu wollen.

es unter den Freiheitsschreiern in der Schweiz auch viel physisch und moralisch elendes Gesindel giebt. Dieß hat sich recht augenschicklich erwiesen im Kanton Neuenburg oder Neufchatel, diesem in seiner Art einzigen Zwitterstaate, der ebensowohl einen Theil der Preußen-Monarchie als einen Theil der Schweizer-Republik ausmacht. Hier befanden sich die Einwohner seit langer Zeit sehr wohl und einigen neuerdings erhobenen Beschwerden war bereits abgeholfen.

Dennoch rottete sich ein Haufe zusammen und erstürmte unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit! Es sterbe Preußen!“ das Schloß zu Neufchatel. Hier lebte die wilde Rotte einige Tage in Saus und Braus, leerte die Keller, besudelte die Zimmer, und trieb auch sonst allerlei Unfug. Als aber die Freiheitshelden sahen, daß die Bürger ernstliche Anstalt machten, sie anzugreifen und zu verjagen: da kapitulirten sie und zogen ohne Widerstand ab.

Mög' es der eidgenössischen Tagsatzung gelingen, durch kräftige Vermittelung in allen Kantonen bald wieder Frieden zu stiften! Sonst könnte leicht von außen eine vermittelnde Macht kommen und der Schweiz wieder eine Mediazionsakte aufdringen wollen. Zwar ist der Schweiz durch das positive europäische Völkerrecht Neutralität zugestanden. Allein solche Zugeständnisse sind immer an Bedingungen geknüpft, die sich überall von selbst verstehn. Wenn daher die Schweizer-

Republik innerhalb ihrer Gränzen die Unruhen, Unordnungen und Gewaltthätigkeiten sich immer weiter verbreiten ließe, so daß am Ende die Nachbarstaaten bedroht würden, auch von dieser politischen Cholera angesteckt zu werden: so würde sich die Schweiz nicht beschweren dürfen, wenn man ihre Neutralität nicht weiter respektirte. Denn man soll durch Unfrieden im Hause nicht den Frieden des Nachbars stören.

Möcht' es aber derselben Tagsatzung auch gefallen, nach und nach die Fesseln zu lösen, welche den Verkehr der Schweizer unter sich von Kanton zu Kanton so sehr hemmen! Denn, nach jenen Fesseln zu urtheilen, sollte man beim Durchreisen der Schweiz wirklich hin und wieder beinahe glauben, daß ein Kanton die Bürger des andern nicht als seine Mitbürger und Freunde, sondern als Fremdlinge und Feinde betrachte. Ist das eidgenössisch? Ist es bundesbrüderlich?

Es ist daher auch aus diesem Grunde sehr zu beklagen, daß die in Antrag gebrachte, auf stärkere Zentralisirung des Schweizerbundes abzweckende, Revision der Bundesverfassung von der eidgenössischen Tagsatzung am 20. August d. J. abgelehnt worden, weil die kleineren Kantone und auch Genf (das wegen seiner Bildung so hoch gepriesene Genf, daß selbst viele junge Ausländer dorthin gehen, um sich auszubilden) sich gegen eine solche Revision erklärten. Das kann schlimme Folgen haben. Jene Revision war auf jeden Fall höchst

nöthig. Man muß sich überhaupt wundern, daß die Entwerfer von Verfassungs-Urkunden so wenig daran denken, die Nothwendigkeit und die Art und Weise einer künftigen Revision im letzten Abschnitte der Urkunde ausdrücklich zu bestimmen. Mag eine Verfassung in ihrem Ursprunge noch so zeitgemäß sein — sie muß doch von Zeit zu Zeit revidirt werden, damit sie nicht im Laufe der Zeiten zeitwidrig werde. Aber so sind die Menschen. Obwohl allesammt Kinder der Zeit, bilden sie sich doch immerfort ein, sie könnten Werke für die Ewigkeit schaffen. Das kann nur Gott, der über Zeit und Raum Erhabne!

7.

Italien.

Das Land, wo die ewige Roma als zweimalige, erst bürgerliche dann geistliche, Beherrscherin der gebildeten Welt thront — das Land, wo einst Horaz und Virgil und Tibull, später Ariost und Tasso und Petrarch (den großen, in seiner Art einzigen, Dante nicht zu vergessen) mit ihren unsterblichen Gesängen die Welt bezauberten — das Land, wohin noch heute Künstler und Kunstliebhaber wallfahrten, um durch Anschauung der Ueberreste der alten und der Werke der neuen Kunst entzückt zu werden — das Land, wo die Zitronen blühn, um mit unsrem Dichterfürsten zu reden — dieses so hoch gefeierte Land ist doch jetzt in moralischer und politischer Hinsicht so tief gesunken, daß man seiner nur mit Schmerz gedenken kann. Die Natur hat ihm alles gegeben, was die üppigste Einbildungskraft als Bedingung des menschlichen Wohlseins nur ersinnen mag, einen heitern und warmen Himmel, eine schöne und fruchtbare Erde, und ein Meer, das es von drei Seiten umspült und es mit der ganzen Handelswelt in Verbindung setzt, so daß es, was es selbst nicht erzeugt, leicht anderswoher beziehen kann, wenn es dessen bedarf.

Auch das Volk, welches dieses Land bewohnt, ist von der Natur herrlich begabt. Denn zu allen Zeiten hat Italien schöne und kraftvolle Körper, und Geister von den trefflichsten Anlagen und Fähigkeiten, hat es Helden und Staatsmänner, Philosophen und Mathematiker, Natur- und Geschichtforscher, Dichter und Tonkünstler, Bildhauer und Maler, kurz eine Menge der ausgezeichnetsten Genien aus sich geboren.

Und doch ist es schon seit langer Zeit so ohnmächtig, daß es wechselsweise eine Beute der Deutschen, der Franzosen, der Spanier und andrer Völker geworden — so verarmt, daß man in Stadt und Land überall auf ein Heer von Bettlern und andrem Gesindel, bedeckt mit Lumpen, Schmuz und Ungeziefer, stößt — und so verunsittlicht, daß man Italien vorzugsweise il paése de' poltroni, de' buffoni, de' scrocconi, de' ladroni, de' banditi, de' cicisbei e de' castrati nennt. *)

*) Jene böse Sieben der Faulenzer und Feiglinge — denn poltrone bedeutet beides zusammen — der Gaukler, der Gauner, der Räuber, der Meuchler, der Buhler und der Verschnittenen findet sich freilich auch anderwärts, aber doch nicht in demselben Maße. Besonders ist es der Müßiggang, das dolce far niente, was dort mehr als anderwärts zu Hause und darum auch aller übrigen Laster Anfang ist. Selbst die italienische Sprache scheint sich dadurch verweichlicht zu haben. Denn da Selblauter sich leichter aussprechen als Mitlauter, so

Woher dieser tiefe Verfall? — Ein berühmter Geschichtschreiber, den die Macht und der Glanz der alten heidnischen Roma blendete, wollte den Grund dieses Verfalls hauptsächlich im Christenthum entdeckt haben. *) Aber, mein Gott! was ist denn das für ein Christenthum, das man dort findet? Ist es nicht selbst eine Art von Heidenthum? Hat die neue Roma, die sich christlich nennt, nicht auch eine Menge von Tempeln, welche neben dem höchsten Gotte vielen Untergöttern geweihet sind? Hat sie nicht auch eine zahlreiche Priesterschaft und einen pomphaften, mehr die Einbildungskraft erregenden als das Herz bessernden, Kultus? Hat sie nicht noch überdieß eine Menge von Mönchen und Nonnen, die nicht arbeiten, sondern nur beten und singen, also einem fromm genannten Müßiggange sich ergeben sollen?

Und wer herrscht über diese neue, nie ganz christ-

---

scheinen die Italiener es bequemer gefunden zu haben, ihre Sprache nach und nach so zu gestalten, daß sie sehr vokalreich wurde. Ihr Sprechen klingt daher fast wie ein beständiges Solfeggiren, indem die Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, si, oder ähnliche, nebst den Endungen io und ia immer wiederkehren.

*) Gibbon in seiner History of the decline and fall of the roman empire. Daß er zur Abfassung dieses Werkes auf den Trümmern des römischen Kapitols begeistert wurde, ist bekannt.

lich gewordne, sondern stets halb heidnisch gebliebne, Roma und das sie zunächst umgebende Gebiet? — Ein Priester, der sich einen Statthalter Christi, des Gekreuzigten, nennt, der aber mit seiner dreifachen Krone von Gold und Edelsteinen — einem herrlichen Gegenstücke zur Dornenkrone Christi — einem römischen Kaiser weit ähnlicher sieht, als einem Statthalter dessen, der da sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Darum haben sich auch diese angeblichen Statthalter Christi gar wunderlich benommen. Der Eine zog geharnischt zu Felde und schlug mit dem Schwerte drein, ungeachtet sein angeblicher Machtgeber demjenigen Apostel, dessen Nachfolger jener Priester auch sein will, ausdrücklich geboten hatte: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ — Ein Andrer buhlte ohne Scheu mit seinen nächsten Verwandtinnen, ungeachtet er nach dem Zölibatsgesetze nicht einmal eine Gattin haben sollte. — Ein Dritter erklärte gegen seine Vertrauten die dümmste Religion für die beste, ungeachtet er denjenigen auf der Stelle hätte verbrennen lassen, der die von jenem anbefohlne Religion oder auch nur irgend einen Lehrsatz derselben für dumm erklärt hätte. — Ein Vierter spottete im Kreise seiner Freunde über die Fabel von Christo, die ihm und ihnen so viel Geld einbringe, ungeachtet er es gewaltig übel nahm und mit Bannflüchen dreinschlug, als ein gelehrter, wahrheitliebender und gottesfürchtiger Mönch in Wittenberg

den Ablaß für einen abscheulichen Sündenhandel, die Lehre von Christo aber für nichts weniger als eine Fabel, sondern für ein wahrhaftiges und seligmachendes Evangelium erklärte.

Ist es denn nun ein Wunder, wenn unter der Herrschaft solcher Priester, die sich auch in alle weltliche Händel außer ihrem eigentlichen Kirchenstaate mischten und die kein Mittel scheuten, ihre Absichten zu erreichen, wär' es auch Verrath, Eidbruch, Gift und Dolch gewesen, Italien nie zu irgend einer politischen Einheit und Bedeutsamkeit gelangte; daß es immer bald so bald so zerstückelt und die Stücke bald diesem bald jenem zugeworfen wurden; daß also auch diese einzelen italienischen Staaten und Staatchen in beständiger Zwietracht lebten; und daß dabei hier oder dort mehr oder weniger alles verfiel oder doch zu keiner dauerhaften Gediegenheit kam, was dem menschlichen Leben erst einen höheren Werth giebt?

Wie hat sich daher Napoleon an seinem natürlichen Vaterlande — denn das war nicht Frankreich, sondern Italien, da Korsika wie Sardinien von Natur nicht zu jenem, sondern zu diesem gehört — wie, sag' ich, hat er sich an Italien versündigt, daß er alles nur für Frankreich, nichts für Italien that! Zwar schuf er ein sogenanntes Königreich Italien. Aber was für ein erbärmliches Geschöpf war das! Ein Stückchen von Italien! Das Uebrige behielt er entweder für sein

französisches Kaiserreich, welches so monstros gestaltet war, daß auf der einen Seite das italienische Rom, auf der andern das deutsche Hamburg dessen Gränzstädte bildeten; oder er verschenkt' es erst an seinen Bruder Joseph, dann nach anderweiter Verpflanzung desselben an seinen Schwager Murat, der am Ende sogar mit des Kaisers Feinden sich verband, um nur sich selbst zu behaupten, obwohl dieses Streben auch vergeblich war.

Hätte Napoleon, wozu er allerdings eine Zeit lang die Macht hatte, ganz Italien vereinigt, hätt' er sich zum Kaiser von Rom und König von Italien erklärt, und hätte dieses Italien auch die benachbarten großen und kleinen Inseln des mittelländischen Meeres mit sich verbunden: so säße er oder sein Sohn noch heute auf dem schönsten Throne der Welt. Und die Italiener würden ihn, wo nicht als einen Gott, so doch als einen Heiligen verehren, da in der Unzahl ihrer Heiligen ohnehin schon ein heiliger Napoleon prangt. *)

Doch was helfen solche Träume! Diese Gelegen-

*) Es ist sonderbar, daß Napoleon, der den Machiavell so fleißig studirte, doch den Grundgedanken der Politik dieses ausgezeichneten Italieners — Herstellung der politischen Einheit und Macht Italiens — so wenig gefasst oder beachtet hat. Und doch brüten noch heute alle Carbonari über diesem Gedanken.

heit ist nun vorbei. Die Italiener werden also warten müssen, bis sich ihnen eine andre darbietet. Denn daß sie bei der dermaligen Versunkenheit des größern Volkstheils sich nicht aus eigner Kraft helfen können, hat die letzte Revoluzion zur Genüge gezeigt. Sie endete ja so schmachvoll, daß sie einer Farsa oder einer Opera buffa weit ähnlicher sahe, als einem großen politischen Unternehmen.

Zwar mit dem Papstthume könnten die Italiener wohl fertig werden. Denn dieses leidet ohnehin an einer unheilbaren Auszehrung oder, wenn man lieber will, am Marasmus senilis, da kein vernünftiger Mensch in und außer Italien mehr daran glaubt, und da keine Macht in der Welt diesen Glauben wiederherstellen kann, selbst die der Jesuiten nicht; obwohl die Päpste diesen Orden ebendarum restaurirt haben, damit er ihr eignes Ansehen restauriren sollte. Allein es hält die Italiener eine ganz andre Macht im Zaume. Und dieser sind sie um so weniger gewachsen, da sie unter einander selbst nicht einmal einig sind. Mögen sie also zusehn, ob ihnen der Himmel einen Retter von außen sende! Vor allen Dingen aber mögen sie sich auch der Rettung würdig machen! Denn sonst kann ihnen gar nicht geholfen werden.

8.

Die Türkei.

Ein muselmännisches Reich im christlichen Europa ist eine so seltsame Erscheinung, daß man sich daran gewöhnt haben muß, um nicht darüber in Staunen zu gerathen. War denn das christliche Europa, das einst in den sogenannten Kreuzzügen das heilige Land in Asien erobern wollte und auch wirklich auf einige Zeit in Besitz nahm, späterhin so schwach geworden, daß es den aus Asien hereinbrechenden Barbaren nicht widerstehen konnte? — Doch das sind alte Geschichten. Betrachten wir die heutige Türkei!

Sie ist nun einmal unter den europäischen Staaten eingebürgert, und Niemand hat das Recht, sie aus Europa zu vertreiben, so lange sie sich durch ihr Benehmen des europäischen Bürgerrechts nicht verlustig macht. Ja manche Staatsmänner halten sogar die Türkei für ein nothwendiges Glied in der Kette der europäischen Staaten — nothwendig nämlich zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts. Was es mit diesem Gleichgewichte für eine Bewandniß habe, wird sich in der Folge zeigen. So viel aber ist gewiß, daß die Türkei in der politischen Wagschale Europa's heutzutage

wenig mehr wiegt. Man befragt sie nicht einmal mehr, wenn von europäischen Angelegenheiten die Rede ist.

Ein politischer Schriftsteller, der eine Schrift über den heiligen Bund herausgegeben und in derselben diesem Bunde viel nach- oder vielmehr vorgerühmt hat, das freilich nicht eingetroffen — vermuthlich vorgerühmt in der Absicht, um anzudeuten, was ein solcher Bund eigentlich sein sollte — dieser Schriftsteller, sag' ich, vergleicht die hohe Pforte, wie man jene Macht auch nennt, mit einem alten eisernen Thore, welches so verrostet und durchlöchert, daß der Wind überall durchpfeift. Es sei daher zu befürchten, daß jene Pforte bald von selbst zusammenbrechen werde.

Diese Furcht oder, wie vielleicht Andre sagen dürften, Hoffnung scheint sich immer mehr zu verwirklichen. Schon der Aufstand der Griechen zeigte die Ohnmacht jener sonst so gefürchteten Macht. Die Griechen waren im Verhältnisse zur Zahl ihrer Feinde nur ein Häuflein; es fehlte ihnen fast an allen Mitteln, einen langen Kampf mit so zahlreichen und dabei so erbitterten und grausamen Feinden zu führen. Sie waren auch anfangs als Empörer gegen eine Gewalt, die sich gleichfalls legitim nannte, von allen christlichen Staaten Europa's ihrem Schicksal überlassen. Und doch leisteten sie lange Zeit Widerstand, so lange, daß man sich endlich ihrer doch erbarmte und wirksame Schritte zur politischen Emanzipazion der Griechen that.

Die hohe Pforte musste sich das auch alles gefallen lassen, weil sie wohl ihre Schwäche fühlte. Nun wollt' es der jetzt regierende Sultan den europäischen Mächten in andrer Hinsicht gleich thun. Er wollte sich, nach Vernichtung der Janitscharen, ein auf europäische Weise gekleidetes, geübtes und geordnetes Heer schaffen. Mit Vernichtung der Janitscharen gelang es ihm zwar besser als seinen Vorfahren, deren Einer darüber Thron und Leben eingebüßt hatte. Aber aus dem neuen Heere ward nicht viel, weil das Volk im Ganzen, trotz seinem langen Aufenthalte in Europa, noch zu viel Abneigung gegen europäische Sitte hat, und daher die Annahme und Einführung derselben von Seiten des Sultans sogar als eine Verletzung der Gesetze des heiligen Korans betrachtet. Daher eine Menge von Feuersbrünsten und Meutereien, der gewöhnlichen Weise jenes Volkes, seine Unzufriedenheit mit der Regierung zu erkennen zu geben. *)

Mehr noch aber bewies der Kampf mit Russland

*) Jetzt wüthet in Konstantinopel auch noch zu gleicher Zeit die Pest und die Cholera. Ob nun die neue Zeitung, die dort auf Befehl des Sultans in türkischer und französischer Sprache erscheinen soll — das erste gedruckte Blatt dieser Art in der Türkei — allen diesen Uebeln abhelfen werde, muß die Zeit lehren. Manche werden vielleicht sagen, daß der Sultan dadurch eine neue Plage, die Pest des Journalismus, in sein Reich einführe.

die Ohnmacht der hohen Pforte. Denn unaufhaltsam drangen die Russen unter Anführung des Generals Diebitsch vor, überstiegen sogar mit leichter Mühe das bisher für unübersteiglich gehaltene Hämus=Gebirge oder den Balkan, eroberten Adrianopel, das man immer als die letzte Vormauer von Konstantinopel betrachtet hat, und würden unfehlbar auch diese Hauptstadt des türkischen Reiches selbst erobert haben, wenn nicht die hohe Pforte schnell die Hand zum Frieden geboten und politische Rücksichten dem Sieger es zur Pflicht gemacht hätten, den dargebotnen Frieden anzunehmen. So musste sich der arme Diebitsch mit dem Beinamen Sabalkansky, statt des weit erhabner klingenden Stambulsky, begnügen. *)

Um das Maß der Demüthigungen voll zu machen, hat nun auch die hohe Pforte weder den Anmaßungen

*) Dieser General hat überhaupt ein sonderbares Schicksal erfahren. Wie ward er nach Besiegung der Türken gefeiert, und wie während des Kampfes mit den Polen verhöhnt! Man sagte sogar, in Polen habe er nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Ruhm zu Grabe getragen. Und doch war er es, der die blutige, Polens Schicksal entscheidende, Schlacht bei Ostrolenka geschlagen und gewonnen, und eben dadurch seinem Nachfolger im Oberbefehle des russischen Heeres den Weg nach Warschau gebahnt hatte. Aber so sind die Menschen! Alles beurtheilen sie bloß nach ihren Neigungen und Leidenschaften, oder nach dem Erfolge.

des Paschas von Aegypten, der auch Syrien und Kandien seinen Befehlen zu unterwerfen wünschte, um sich künftig desto leichter für ganz unabhängig erklären zu können, ein Ziel zu setzen vermocht; noch hat sie dem Dey von Algier, der doch eigentlich ihr Vasall und als solcher ihr Schützling war, daher auch jährliche Geschenke nach Konstantinopel zu senden und in gefahrvollen Zeiten der Pforte Hülfe zu leisten hatte, irgend einigen Beistand gegen Frankreich gewähren können. *) Vielmehr muß sie es ruhig mit ansehn, wie jener Pascha seine Unabhängigkeit immer mehr vorbereitet, und wie Frankreich Anstalten trifft, auch die von Algier abhängigen kleineren Beys sich zu unterwerfen.

„Wird nun aber" — so könnte man noch fragen — „die Pforte den jetzt so verwickelten Zustand „des christlichen Europa und die leider noch immer „fortdauernde Zwietracht der Griechen nicht benutzen, „um sich wenigstens von dieser Seite zu entschädigen, „mithin Griechenland von neuem zu unterjochen?" — Ich glaube nicht. Und wenn auch die Pforte diese Absicht haben sollte: so wird sie dieselbe schwerlich durchsetzen können.

Allerdings haben die Griechen durch die unsinnige

*) Ein Unterhändler, den sie deshalb nach Paris senden wollte, ward nicht einmal zugelassen. Welche Schmach!

Zerstörung ihrer eignen, mit so viel Mühe und meist durch fremdes Geld zusammengebrachten, Flotte und durch die noch unsinnigere ja schändliche Ermordung ihres eben so einsichtsvollen als wohlwollenden Präsidenten Capodistrias, der fast sein ganzes Vermögen für Griechenland aufgeopfert hat, nicht nur ihre Lage überhaupt, sondern auch insonderheit ihre Stellung gegen die Pforte und selbst gegen die Vermittler ihrer Unabhängigkeit, Russland, England und Frankreich, gar sehr verschlimmert. *) Allein demungeachtet

*) Was ich hier zum Lobe des ermordeten Präsidenten von Griechenland gesagt habe, wird bestätigt durch die Briefe des durch seine Aufopferungen für Griechenland so rühmlich bekannten Eynard; welche Briefe zuerst in französischen, nachher auch in deutschen Blättern bekannt gemacht worden. Anders urtheilt freilich der brittische Courier. Dieser erklärt den Ermordeten für einen kleinen Tyrannen, der Griechenland im Interesse Russlands beherrscht und deshalb auch den Prinzen Leopold abgehalten habe, die Regierung Griechenlands zu übernehmen. Ich mag nicht entscheiden, wer Recht habe. Die Nachwelt mag richten! Nur scheint es mir, als wenn brittische Eifersucht auf Russlands Macht einigen Antheil an diesem nachtheiligen Urtheile hätte. Auch ist der Satz des Couriers: „Nur Tyrannen fallen von Mörderhand!" völlig unwahr. Wie viel Unschuldige, selbst Weiber und Kinder, sind schon von Mörderhand gefallen! — Die Beschwerden des Johannes Argyropulos und andrer Griechen in Paris aber sind zum Theile schon durch Eynard's Briefe widerlegt. Und was diese Briefe

werden eben diese Mächte schwerlich zugeben, daß die Pforte ihre Waffen wieder gegen Griechenland kehre und dessen Selbständigkeit, also ein Werk, das sie selbst geschaffen haben, vernichte. Vielmehr werden sie nun um so eiliger dazu thun, den bisher nur provisorischen Zustand Griechenlands in einen definitiven zu verwandeln. Denn eben das bisherige Provisorium hat jene unglücklichen Katastrophen, die Zerstörung der Flotte und die Ermordung des Präsidenten, herbeigeführt. Griechenland muß einen kräftigen Monarchen, dessen Regierung nicht an die weitläufigeren Formen einer liberalen Konstituzion gebunden ist, erhalten. Denn für eine solche Verfassung sind die Griechen noch nicht reif. Sie müssen erst etwas Rechtschaffnes lernen, besonders dem Gesetze gehorchen lernen, und müssen auch durch Geistesbildung bessere Sitten annehmen.

---

zum Lobe des ermordeten Präsidenten sagen, wird auch wieder durch ein gleichfalls in französischen Blättern abgedrucktes Schreiben des in Morea kommandirenden französischen Generals Schneider bestätigt. Ein Tyrann war er daher gewiß nicht, wenn er auch zuweilen etwas strenge Maßregeln gegen widerspenstige griechische Häuptlinge ergreifen musste. — Auf jeden Fall aber ist Griechenlands dermalige Lage so beschaffen, daß es noch nicht als ein selbständiger europäischer Staat betrachtet werden kann. Darum konnte auch hier desselben nur beiläufig erwähnt werden. Ein künftiges Gemälde von Europa wird vielleicht mehr von ihm zu sagen haben.

Mit einem Worte, sie müssen erst zivilisirt werden. Denn bis jetzt waren sie noch halbe Barbaren, gleich ihren bisherigen Beherrschern. An eine neugriechische Republik ist also gar nicht zu denken, am wenigsten an eine solche, wie die altgriechischen Republiken waren. Denn diese haben den alten Griechen auch nicht viel Heil und Segen gebracht. *)

Was aber aus der übrigen Türkei, besonders der europäischen, werden möge, das wissen die Götter. Ich mag ihr Schicksal nicht vorhersagen, weil ich eben kein Freund vom Prophezeien bin. Sehr glücklich aber dürfte ihr künftiges Geschick nicht werden, wofern nicht alle Anzeichen trügen.

---

*) Wenn es wahr ist, was die neuesten öffentlichen Blätter berichten, daß die Konferenz zu London nach Beilegung der holländisch-belgischen Streitigkeiten sich mit den Angelegenheiten Griechenlands beschäftigen werde: so dürften wir bald hierüber weitere Aufschlüsse erhalten.

9.

Rußland.

Es giebt Leute, unter Politikern sowohl als Nichtpolitikern, die ein eiskalter Schauer überläuft, sobald sie den Namen Russland hören. Denn da steht gleich vor ihrer Seele das Bild von einem Ungeheuer, das alles um sich her verschlingt oder wenigstens zertritt, auch wohl seine hundert Riesenarme nach dem ausstreckt, was in weiter Ferne von ihm liegt. Besonders scheint diese Vorstellung von und diese Furcht vor Rußland in Frankreich heimisch zu sein, aber auch hin und wieder in England und in Deutschland zu spuken.

Wie nun Gespenster oft verschwinden oder doch in minder große und furchtbare Gegenstände sich verwandeln, wenn man sich ihnen aufmerksam und herzhaft nähert: so dürfte das wohl auch der Fall mit jenem gespenstischen Wesen sein. Fassen wir es also genauer und mit Besonnenheit in's Auge!

Allerdings läßt sich der russische Staat mit einem Riesen vergleichen, der mit einem Fuße in Europa, mit dem andern in Amerika steht, und zwischen beiden Füßen einen großen Theil von Asien hält. Denn über

eben diese drei Welttheile verbreitet sich das große russische Reich, und in den beiden letzten hat es nicht einmal genau bestimmte Gränzen, so daß es sich gleichsam in's Unendliche verliert.

Allein wenn auch in dieser Hinsicht Russland der größte Staat in Bezug auf Europa, ja vielleicht in Bezug auf die ganze Erde ist — denn China ist nicht größer als Russland, ob es gleich wegen seiner weit dichteren Bevölkerung mehr Einwohner hat — so ist dadurch jenes Bild von einem alles um sich her verschlingenden oder zertretenden Ungeheuer und die Furcht vor einem solchen keineswegs gerechtfertigt. Bei Beurtheilung der Macht der Staaten kommt es ja nicht bloß auf die extensive Größe an, sondern auch und ganz vorzüglich auf die intensive d. h. auf Bevölkerung, Bildung, Handel, Gewerbfleiß u. s. w.

Nun ist es aber bekannt, daß die Bevölkerung Russlands sehr dünn gesäet ist, besonders in den asiatischen und amerikanischen Provinzen. Ganz Russland hat nicht viel über funfzig Millionen Einwohner, höchstens gegen sechzig, also wenig mehr als Oestreich und Preußen nebst dem übrigen Deutschlande, aber weit weniger als das übrige Europa zusammengenommen. Und weil jene Millionen auf einem so ungeheuern Raume zerstreut sind: so können sie auch nicht so kräftig zu einem Zwecke zusammenwirken, als die Millionen, welche Deutschland oder Frankreich oder England zählt.

Ueberdieß sind jene Millionen noch sehr ungebildet und gehören ganz verschiednen Völkern an, die weder eine Sprache reden, noch einen Glauben bekennen, und von denen manche noch als wilde Horden in unbebauten Steppen herumziehn. Hier ist also weder eine volkthümliche noch eine religiose noch eine literarische noch sonst eine geistige Einheit. Das einzige Band ist ein Herrscher, der Vielen so fern und so fremd ist, daß sie oft nichts weiter von ihm kennen, als den Namen. Muß aber nicht eben das die Macht des Herrschers gar sehr schwächen? Und ist es nicht leicht möglich, daß ein so lockeres Band durch zufällige Umstände sich wieder auflöst? — Russland wäre ja, laut der Geschichte, nicht der erste und einzige Staat, der eben wegen seiner großen Ausdehnung in mehre kleinere zerfallen wäre.

„Aber“ — sagt man — „beweist nicht der unglückliche Feldzug Napoleon's gegen Russland, beweisen nicht die glücklichen Kriege, welche Russland „nach diesem Feldzuge gegen Persien, die Türkei „und Polen geführt hat, daß es stark und mächtig, „ja stärker und mächtiger ist, als alle europäische „Staaten?“ — Stark und mächtig? Ja! Stärker und mächtiger? Nein!

Napoleon war freilich ein gewaltiger Mann und hatte bei seinem Feldzuge gegen Russland fast alle europäische Mächte zu Bundesgenossen. Allein waren

diese Bundesgenossen auch sicher? Sprangen sie nicht von dem Bündnisse sehr bald ab und wandelten sich zu Feinden um? Und verdankte nicht Russland seine letzten und entscheidendsten Siege über jenen Gewaltigen eben diesen Feinden desselben, die nun Russlands Freunde geworden waren?

Hätten Frankreichs Bundesgenossen fest am Bunde gehalten und ihre Kräfte willig und ernstlich gegen Russland aufgeboten: so wäre dieses dennoch besiegt worden, weil es nicht stärker und mächtiger als Europa ist. Es würde also, da es, angegriffen, sich nicht einmal gegen das Eindringen der fremden Heere bis in seine alte Hauptstadt retten konnte; da es diese Rettung nur der gänzlichen Aufopferung dieser Hauptstadt, nur einem der strengsten Winter, die es je gegeben, und nur ganz unverzeihlichen Fehlern seines sonst so siegreichen Gegners zu verdanken hatte — es würde, sag' ich, wenn es selbst einen Angriffskrieg gegen Europa unternehmen wollte, noch weniger Glück haben. Es würde nur in sein eignes Verderben rennen. Denn alles würde sich gegen dasselbe erheben, selbst England, das zu jener Zeit dessen einziger und treuester Bundesgenosse war, jedoch augenblicklich dessen erbittertester und hartnäckigster Feind werden müsste, wenn es Europa's Freiheit durch Russland bedroht sähe. Ein solcher Feind aber, wenn er auch nur seine großen und mächtigen Flotten in's baltische und schwarze Meer schickte und die angegriffenen Mächte

des Festlandes durch Geld und Waffen unterstützte, wäre gewiß für Russland ein sehr gefährlicher Feind.

Dagegen beweisen die von Russland gegen Persien, die Türkei, und Polen glücklich geführten Kriege in der vorliegenden Streitfrage gar nichts. Denn diese Gegner wurden nicht zusammen, sondern einzeln, einer nach dem andern, geschlagen. Da waren sie freilich der schwächere Theil. Indessen leistete selbst das kleine Polen einen langen und hartnäckigen Widerstand, welcher Russland viel Opfer an Menschen und Geld kostete. Würde aber Polen, wenn Russland je einen Feldzug gegen Europa unternähme, nicht von neuem aufstehn, um das Glück der Waffen, da es nun große und mächtige und wegen der eignen Gefahr zuverlässige Bundesgenossen hätte, noch einmal zu versuchen? — Gewiß wäre das mit Russland vereinigte Polen, wenn es einen Kampf Russlands gegen Europa gölte, keine Verstärkung, sondern weit mehr eine Verminderung der russischen Macht. Und dieses unglückliche Verhältniß wird sich sobald nicht ändern. Denn die Polen werden, was auch Russland thun möge, sie zu gewinnen, doch nie vergessen, daß sie einst ein großes und selbständiges Volk waren.

Ueber Polens Schicksal selbst aber find' ich es nicht rathsam, mich hier auszusprechen. Denn meinem Freunde, dem künftigen Herausgeber dieser Schrift, der sich unlängst in einer besondern Schrift

darüber ausgesprochen, ist das schlecht bekommen. Ein Eremit, der überhaupt sehr übler Laune ist, daß ihn unser Herr Gott nicht zu seinem Minister im Departement der Weltregierung gemacht hat, weil dann gewiß alles in der Welt und besonders das Journal, welches er schreibt, viel besser gehen würde, und eine Biene, die einen sehr giftigen Stachel hat und denselben als Schreibfeder braucht, weshalb sie in ihre Schreibereien zur Ergötzlichkeit aller Insekten ihrer Art viel Gift mit einfließen läßt — dieses mächtige literarische Duumvirat hat meinen Freund wegen seiner Polen-Schrift schier noch härter angelassen, als weiland die Herren Kritias und Charikles, zwei von den dreißig Tyrannen zu Athen, den Philosophen Sokrates anließen, weil dieser nicht nach ihrem Sinne lehrte. Das muß sich nun freilich ein Professor, der noch auf dem Katheder steht, gefallen lassen. Aber ich armer alter Mann, der ich mich zur Ruhe gesetzt habe, um meine Tage im Frieden zu beschließen, stürbe auf der Stelle, wenn mir so etwas begegnete. Darum mag mein Freund alle die Sünden vertreten, die ich etwa hier begangen habe. *)

*) Viel Ehre! Aber da ich genug an meinen eignen Sünden zu vertreten habe, so muß ich leider diese Ehre verbitten. Uebrigens irrt der Verfasser, wenn er glaubt, daß nur jene beiden Zeitschriften mich wegen meiner Polen-Schrift angegriffen hätten. Es ist dieß auch in besondern, zum Theile

Allein ist denn überhaupt die Voraussetzung derer, welche den russischen Koloß so sehr fürchten, gegründet, daß Russland sich immer weiter nach Westen ausdehnen und endlich ganz Europa oder wenigstens einen großen Theil desselben erobern wolle? — Ich vermag das nicht zu glauben. Russland müsste ja dann zu aller-

---

noch heftiger geschriebnen, Flugschriften geschehen. Ich werde aber nicht darauf antworten, weil hier Worte unnütz sind, wo Thatsachen weit vernehmlicher reden. Könnten meine Gegner auch nur eine einzige der unglücklichen Folgen aufheben, welche die, zwar mit großer Tapferkeit verfochtene, aber nicht mit Einigkeit und Klugheit geleitete, und daher so traurig beschlossene, polnische Revoluzion gehabt hat und noch haben wird: so würden sie sich ein weit größeres Verdienst um Polen erwerben, als wenn sie meine ganze Schrift nicht bloß widerlegen, sondern sogar vernichten könnten. Aber freilich lässt sich das Eine und das Andre durch Sophistereien eben so wenig als durch leere Deklamazionen bewirken. Nur das ist dabei zu beklagen, daß Menschen, die von Anfang an der polnischen Sache so schlechte Dienste geleistet haben, jetzt ihr noch schlechtere leisten. Möchten sie doch begreifen lernen, daß jetzt nicht aufreizen an der Zeit sei, sondern nur besänftigen, damit so tief geschlagne Wunden sich ausheilen können! Aber was bekümmern sie sich um diese Wunden! Sind diese doch nicht ihnen selbst geschlagen, da sie sich klüglich fern vom Kampfe hielten. Sie denken daher immerfort: Fiat quod volumus, pereat mundus! Es wird aber doch nicht geschehen, was sie wollen. Dessen können sie sich versichert halten. Denn was sie wollen, ist nicht vom Guten. A. d. H.

erst seine besten Freunde und getreuesten Nachbarn überfallen und überwältigen. Kann es das vernünftiger Weise wollen und wahrscheinlicher Weise ausführen? — Auch das vermag ich nicht zu glauben.

„Aber verbünden könnt' es sich doch mit ihnen, „wie es denn schon durch den sogenannten heiligen Bund „mit ihnen verbündet ist, um" — was denn? — „gegen die liberalen Ideen und Institu„zionen im übrigen Europa zu Felde zu „ziehen?" — Nun, da müsste man voraussetzen, daß Russland nebst seinen angeblich zu solchem Zwecke Verbündeten auch gar nichts von der Geschichte und Bestimmung des menschlichen Geschlechtes wüsste — eine Voraussetzung, die denn doch etwas zu stark ist. Jene Ideen und Instituzionen sind ja schon im Leben der europäischen Völker so fest gewurzelt, sie haben selbst in jenen drei Staaten, besonders in Einem derselben, so viel warme Freunde gefunden, daß kein Schwert in der Welt sie wieder ausrotten wird. Es könnte, ja es würde vielmehr ganz gewiß das Gegentheil geschehen. Jene Ideen und Instituzionen würden durch einen solchen Kampf noch mehr warme und wärmere Freunde finden; sie würden sich in jenen Staaten selbst noch mehr verbreiten und geltend zu machen suchen, weil man nun eben erst einsehn oder doch fühlen würde, wie nothwendig es sei, sich um das Panier der Freiheit zu vereinigen, um

es gegen die Angreifer mit der heldenmüthigsten Begeisterung und Aufopferung zu vertheidigen.

Nein, Russland hat einen weit schönern Beruf, als so gewagte Kreuzzüge gegen Ideen und Institutionen zu unternehmen. Es ist berufen, die europäische Kultur und Zivilisazion in Asien zu verbreiten. Denn Russland, wiefern es selbst europäisch ist, hat seit Peter dem Großen in Bezug auf Kultur und Zivilisazion schon bedeutende Fortschritte gemacht. Es wird auch deren mit der Zeit noch größere machen. Denn die Russen sind ein sehr bildsames und anstelliges Volk. In dieser Beziehung kann also Russland mit Frankreich und England, wo jene Ideen und Institutionen nun einmal das herrschende Lebensprinzip geworden sind, wetteifern, ohne darum, weil es selbst noch nicht politisch reif für solche Ideen und Institutionen ist, in Kampf gegen sie treten zu müssen. Mit Frankreich nämlich, wieferne dieses berufen ist, von Algier aus Afrika zu kultiviren und zu zivilisiren. Mit England aber, wieferne dieses dieselbe Aufgabe bereits im südlichen Asien zu lösen angefangen hat. Denn Asien ist groß genug, um zwei solchen Mächten, wie Russland und England, Raum zu geben, eine für das Menschengeschlecht so wohlthätige Aufgabe zu lösen.

Russland übernehme also diese schöne Mission im nördlichen, wie England im südlichen Asien! Ehe sie dort auf der Gränze von beiden zusammentreffen und

6

dann vielleicht wegen bloß materialer Interessen in Zwiespalt gerathen, wird noch eine schöne Zeit vergehn. Eine Politik aber, die jetzt schon für eine so ferne Zukunft Sorge tragen, Vorschläge machen, oder gar Anstalten treffen wollte, würde sich nur lächerlich machen. Also — manum de tabula! *)

*) Daß die Furcht vor Russland und einer Verbündung desselben mit seinen Nachbarn, um Frankreich und dessen politisches System zu bekriegen, auch in Frankreich selbst schon abnimmt, erseh' ich eben beim Schlusse dieses Abschnitts aus einem Schreiben vom 31. Oktober d. J. aus Paris (Allgem. Zeitung, Nr. 312). Da heißt es unter andern: „Wie sollten „Oestreich, Preußen und Russland nach allen Beweisen von „Mäßigung, nach so vielen geleisteten Gewähren, die sie anfangs „schwerlich von Frankreich zu erhalten gehofft hatten — wie „sollten sie darauf bestehen, die Furie des Kriegs zu entfesseln, „ihre Unterthanen allen Schrecken oder doch allen Gefahren „desselben Preis zu geben, durch neue Anleihen ihren Kredit „zu schwächen, und die schon allzusehr gedrückten Völker zu „neuen Opfern zu zwingen? — Nein, Europa seufzt nach „Frieden! Der Krieg zehrt das Mark der Völker auf und „untergräbt allen Wohlstand. Eine fürchterliche Verantwortlichkeit würde auf dem ruhen, der zuerst die Brandfackel in die „friedlichen Hütten schleudern wollte. Welches auch das System „der Hirten der Völker sein mag, sie können nicht den Umsturz „ihrer Schöpfungen, den Ruin ihres Kredits, die Stockung „ihres Handels, den Verfall ihrer Industrie, das Unglück ihrer „Untergebnen wollen. Persönliche Leidenschaften aber „müssen schweigen vor den großen Interessen der

„Menschheit." — Auch das, was der Verfasser dieses Schreibens von dem wieder auflebenden Handel und Verkehr in Frankreich meldet, beweist thatsachlich, daß man sich dort nicht mehr vor dem Gespenst eines nordischen Kreuzzugs gegen Frankreich fürchtet. Ebendarum sind alle Anträge des Generals Lamarque und andrer französischen Kriegsposaunen zur Verstärkung des französischen Heeres oder gar zur Mobilisirung der Nazionalgarde in der Deputirtenkammer durchgefallen. Denn was der Minister Perier in dieser Hinsicht vorgeschlagen, hat einen ganz andern Zweck. Ueberdieß haben Oestreich und Preußen bereits angefangen zu entwaffnen. Und alle Staatspapiere, zugleich Freunde und Bürgen des Friedens, sind im Steigen begriffen, selbst die polnischen und die belgischen, die vor einem Monate kein Mensch mehr kaufen wollte. Der Horizont von Europa heitert sich demnach wieder auf. Mögen daher auch die prophetischen Allarmschläger endlich einmal aufhören zu wirbeln! Sie bewirken ja doch nichts weiter, als daß sie hier oder dort eine furchtsame Seele in Schrecken setzen.

10.

S c h w e d e n.

Auch der Name Schweden war sonst ein sehr gefürchteter, weit mehr als der vorhin genannte. Die Mütter suchten sogar ihre unruhigen oder unartigen Kinder damit zu schrecken, indem sie sagten: „Sei still! Der Schwede kommt!"

Aber nicht bloß Mütter und deren Kinder, auch Kaiser und Könige, auch Völker und Heere zitterten vor Schwedens Schwert oder buhlten um Schwedens Gunst. Es setzte Könige ab und ein; und bei den wichtigsten Friedensverhandlungen, welche das Schicksal Europa's auf lange Zeit hinaus bestimmten, galt Schwedens Stimme als eine der ersten und kräftigsten. *)

Jetzt ist das alles ganz anders. Niemand fürchtet sich mehr vor Schweden. Niemand buhlt mehr um

*) Man denke nur an den dreißigjährigen Krieg, an Gustav Adolph's Kämpfe mit Oestreich und dessen Bundesgenossen, an den westphälischen Frieden, an Karl's XII. Kämpfe mit dem Czar von Rußland, Peter dem Großen, und mit dem Könige von Polen, August dem Starken, den jener entthronte, um Stanislaus Lescinzky auf den polnischen Thron zu setzen.

dessen Gunst. Niemand befragt es mehr, wenn über die großen europäischen Interessen verhandelt wird. Die politische Konferenz zu London macht Protokolle darüber, ohne daß ein schwedischer Gesandter etwas dabei zu reden oder etwas dazu zu schreiben hätte. Was würden Gustav Adolph und sein großer Kanzler, Graf von Oxenstierna, was würden Karl XII. und sein schlauer Minister, Graf von Piper, dazu sagen, wenn sie hörten, daß es mit dem schwedischen Königreiche dahin gekommen wäre!

Dieses Königreich befasste sonst nicht bloß (außer Schweden) Finnland und einen großen Theil von Lappland, sondern auch viele Inseln des baltischen Meeres, und auf der südlichen Küste desselben bedeutende Theile des europäischen Festlandes dießeit und jenseit der Oder bis über die Düna hinaus (schwedisch Pommern, Liefland, Esthland ꝛc.). Ein König von Schweden, Siegmund, Sohn Johann's II., trug sogar die Krone von Polen. Und Karl XII. hätte sich dieselbe gleichfalls aufsetzen können, wie ihm sein vorhin erwähnter Minister rieth, wenn er nicht lieber Kronen gegeben als genommen hätte. *).

---

*) „Il dit au comte Piper, qu'il était plus flatté de „donner que de gagner des royaumes. Il ajouta en sou- „riant: Vous étiez fait pour être le ministre d'un prince „italien." — S. Voltaire's histoire de Charles XII. Buch 2. gegen das Ende.

Diese Herrlichkeiten sind nun dahin; woran zum Theile die Kriegslust und der Starrsinn des zuletzt genannten Königs, theils aber auch der Hochmuth und das Streben Einiger von seinen Nachfolgern nach unbeschränkter Herrschaft Schuld war. Denn dieses Streben hat den Staaten nie Heil gebracht. Selbst das ihm so nahe und verwandte Finnland hat Schweden verloren, weil Russland es natürlich sehr ungern sahe, daß der Schwede sich so dicht vor den Thoren der neuen Hauptstadt Petersburg lagern und sie vielleicht gar durch einen glücklichen Coup de main nehmen konnte.

Zwar hat Schweden dafür Norwegen bekommen. Allein das ist schwerlich ein hinlänglicher Ersatz für jenen Verlust. Denn obwohl Norwegen größer ist als Finnland — jenes soll 5798, dieses nur 3500 Geviertmeilen haben — so ist es doch nicht so fruchtbar und bevölkert — jenes soll nur 970000, dieses 1,400000 Einwohner haben. Ueberdieß hat Norwegen eine Verfassung, die von der schwedischen in vielen und sehr wesentlichen Punkten abweicht, und daher schon zu vielen Misstimmungen von beiden Seiten Anlaß gegeben hat. Ja Norwegen will nicht einmal den Adel innerhalb seiner Gränzen zulassen, während derselbe in Schweden einen besondern und sehr einflussreichen Stand bildet. Alle Bemühungen des jetzigen Königs, diesen Stand auch dort einzuführen und dadurch mehr Einstimmung zwischen beiden Ländern hervorzubringen, sind bisher ver-

geblich gewesen und werden es wahrscheinlich auch künftig sein.

Uebrigens scheint Schweden sowohl als Norwegen mit diesem Könige und dessen Regierungsweise im Ganzen zufrieden zu sein. Denn er ist klug genug, sich an die einmal bestehende Verfassung zu halten, so sehr sie ihm auch in mancher Hinsicht die Hände bindet. Und da er bereits einen erwachsenen Sohn zum Thronfolger, dieser aber gleichfalls schon männliche Nachkommenschaft hat: so scheint diese neue Dynastie vollkommen gesichert zu sein, ob sie gleich eigentlich nicht nazional, sondern aus Frankreichs Boden nach Schweden verpflanzt ist. Eine seltsame Erscheinung bleibt es jedoch immer, daß ein französischer General aus Napoleon's Heer auf Schwedens Thron berufen ward und, während die Geschöpfe dieses Kaisers ihre Throne wieder verloren haben, sich auf diesem nordischen Thron erhalten konnte, ungeachtet der dahin Berufene nach den herrschenden Begriffen nicht legitim war, vielmehr einen legitimen und mit den größten europäischen Fürstenhäusern verwandten Thronerben als Prätendenten gegen sich hatte. Allein wie überall, so heißt es auch ganz vorzüglich auf dem Gebiete der Politik: Circumstantiae variant rem. Man brauchte den neuen Schwedenkönig oder, wie er damal noch hieß, Kronprinzen zur Bewältigung eines gefährlichen Gegners. Und da er zu diesem Zwecke sowohl

in der Schlacht bei Leipzig als nachher, zum großen Aerger der Franzosen, ersprießliche Dienste leistete: so drückte man über seine Herkunft ein Auge zu und ließ ihn ungehindert fortregieren. Mög' er es auch noch ferner zum Heile seines Volkes!

11.

Dänemark.

Von diesem Königreiche läſſt sich in mancher Hinsicht dasselbe sagen, was vom vorherigen gesagt worden. Es hat viel, sehr viel, von seinem alten Ruhme und Glanze verloren. Es ist zu einer Macht des zweiten, ja man könnte vielleicht sagen, des dritten Ranges herabgesunken. Es hat daher eben so wenig als Schweden noch Sitz und Stimme im Rathe der großen europäischen Mächte.

Eine Zeit lang war es, unter Vermittlung der staatsklugen Königin Margaretha, durch die berühmte, im J. 1397 auf dem Schlosse zu Kalmar in der schwedischen Provinz Smaland geschlossene Uebereinkunft, Kalmarer Union genannt, mit Schweden vereinigt, unter der Bedingung jedoch, daß jeder Theil seine eigenthümliche Verfassung behalten sollte. So war gleichsam ein neues Königreich Skandinavien errichtet. Allein diese Vereinigung hatte wegen der gegenseitigen Abneigung der Dänen und der Schweden, so wie auch wegen des bald unklugen bald grausamen Benehmens einiger dänischen Könige — besonders des seit 1520 als König von Schweden anerkannten

Christian's II., der selbst während der Krönungsfeierlichkeiten und wider die zugesagte Amnestie gegen hundert geachtete schwedische Männer zu Stockholm und noch mehre in den Provinzen durch Henkers Hand ermorden ließ — keinen Bestand. Sie löste sich daher durch Gustav Wasa's Wahl zum Könige von Schweden im J. 1523 gänzlich auf.

Neuerlich verlor Dänemark sogar auch das seit langer Zeit mit ihm verbundne Norwegen, indem es dasselbe an Schweden, zur Entschädigung für Finnlands Verlust, abtreten musste. Es behielt also nur noch einige größere und kleinere Inseln im Eingange des baltischen Meeres, die den eigentlichen Kern von Dänemark ausmachen, einige Provinzen an den südlichen Küsten der Nordsee und der Ostsee, und einige Kolonien in Amerika und Asien; wozu noch im hohen Norden die Insel Island und die Farder-Eilande kommen.

Früher hatte dieses Königreich, wie Schweden, eine ständische Verfassung. Da jedoch die Stände sowohl unter einander selbst als insonderheit die höhern Stände mit den Königen oft uneinig waren: so erlangte der König Friedrich III. sammt seinen Nachfolgern durch das im J. 1660, vornehmlich unter Mitwirkung des Bürger- und des Bauernstandes, vom großen Reichstage abgefasste Königsgesetz (lex regia) die unumschränkte Herrschaft. Das Königreich Dänemark

hat daher kraft dieses Staatsgrundgesetzes eine autokratische Verfassung, oder ist eine absolute Monarchie von Rechts wegen; wenn man nämlich die Sache bloß nach dem positiven Rechte betrachtet.

Man muß auch gestehn, daß die Könige von Dänemark seit dieser Zeit von ihrer unbeschränkten Gewalt eben keinen auffallenden oder sehr lästigen Misbrauch gemacht haben. Besonders ist dort, was man nicht vermuthen sollte, oft mehr Pressfreiheit gewesen, als in mancher konstituzional genannten Monarchie. Dennoch haben sich neuerer Zeit (vornehmlich in den zuweilen etwas vernachlässigten oder minder väterlich behandelten deutschen Herzogthümern, wo sich aber das ständische Wesen länger erhielt, als in den eigentlich dänischen Provinzen) Stimmen hören lassen, welche bald die Herstellung der alten ständischen Verfassung mit zeitgemäßen Abänderungen, bald die Einführung einer ganz neuen stellvertretenden Verfassung mit mehr oder weniger Ungestüm foderten. Und es fragt sich, ob die Regierung diesem Wunsche werde noch lange widerstehen können. Denn das Königsgesetz passt doch wirklich nicht mehr für unsre Zeiten.

Durch jene deutschen Herzogthümer, Holstein und Lauenburg — letzteres erst seit 1815 mit Dänemark vereinigt — ist der König von Dänemark auch ein Mitglied des deutschen Bundes geworden. Und da der bekannte dreizehnte Artikel der deutschen Bundesakte

selbst für alle Bundesstaaten eine ständische Verfassung fodert: so wird in dieser Beziehung jenem Wunsche um so eher zu entsprechen sein. Möge also die Regierung nicht so lange zaudern, bis heftigere Bewegungen jenen Wunsch andringlicher machen! Die Völker nehmen das freiwillig Dargebotne immer mehr mit Dank, Liebe und Vertrauen an, als das auf irgend eine Weise Abgedrungene.

12.

Deutschland.

So bin ich denn endlich, nachdem ich die Tour von Europa im Vogelfluge gemacht, in meinem eignen Vaterlande, der lieben Germania, angekommen. Und da schlägt mir freilich das Herz höher. Denn ich kann nicht leugnen, daß ich, obwohl ein alter Staatsmann außer Diensten, doch noch dieses Weib recht von Herzen liebe.

Wie Deutschland in der Mitte von Europa liegt und gleichsam dessen Herz ist: so ist es auch ein so treues Bild von Europa, daß man es ein Miniaturporträt Europa's oder schlechtweg Kleineuropa nennen könnte. Denn es besteht, wie das große Europa, aus einer Menge von großen, mittlern und kleinen Staaten, an deren Spitze Kaiser, Könige, Churfürsten, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und Bürgermeister, früher auch wohl Schultheißen genannt, stehen; wie es sonst in keinem Lande und bei keinem Volke der Erde der Fall war und ist. Daher haben auch diese deutschen Staaten, wie die im großen Europa, die mannigfaltigsten Verfassungen, monarchische und republikanische, autokratische und synkratische oder repräsentative. Und

auch da, wo der Synkratismus oder das Repräsentativsystem eingeführt ist, zeigt sich wieder eine große Verschiedenheit in der Art und Weise der Vertretung, ob nach Ständen oder nach Köpfen, ob in einer oder in mehren Kammern, ob mit mehr oder mit weniger Antheil an den politischen Funkzionen der Gesetzgebung, der Besteuerung ꝛc., so wie in Ansehung des Ursprungs der Verfassungen selbst, ob sie bloß herkömmlich oder gesetzlich bestimmt, ob sie durch freie Bewilligung oder durch Vertrag entstanden, mithin oktroirt oder stipulirt seien. Endlich sind einige dieser Staaten reindeutsche, andere zugleich europäische, so daß die Regenten der letzteren gleichsam mit einem Fuße innerhalb, mit dem andern außerhalb Deutschland stehen — eine Stellung, die freilich in mancher Hinsicht bedenklich scheint und für diese Regenten selbst oft etwas unbequem sein muß.

Man kann daher auch sagen, Deutschland sei eine wahre politische Musterkarte, indem man darin für jede Art von politischer Konstituzion ein Exemplar als praktischen Beleg für die Theorie aufweisen kann. Das Studium der Politik findet also hier einen sehr reichhaltigen Stoff. Und vielleicht kommt es ebendaher, daß kein Land in der Welt so viel Lehrer der Staatswissenschaften und so viel politische Schriftsteller zählt, als Deutschland; wie es denn auch die meisten praktischen Staatsmänner besitzt, als da sind: Minister, Gesandte, Staatsräthe, Hofräthe, Regierungsräthe,

Justizräthe, Finanzräthe, Kommerzienräthe, Konferenzräthe, Kammerräthe, Kriegsräthe, Legazionsräthe rc., auch Geheime Räthe und Räthe schlechtweg, obwohl Viele darunter bloß Titular-Männer oder außer Diensten sind, und daher etwas in Bezug auf den Staat weder zu rathen noch zu thaten haben.

An Mannigfaltigkeit in jeder Hinsicht fehlt es uns Deutschen also — Gott sei Dank! — keineswegs. Mit der Einheit aber ist es, wie Manche behaupten wollen, desto schlechter bestellt. Zwar hat man diese Einheit durch ein Bundesverhältniß zu bewirken gesucht. Allein dieser deutsche Bund ist so locker und dabei so unbestimmt, daß man sich sogar darüber gestritten, ob er ein Bundesstaat (civitas foederata) oder ein Staatenbund (foederatio civitatum) sei. Er ist aber offenbar nicht jenes (wiewohl selbst Heeren in seiner Schrift über den deutschen Bund ihn dafür erklärt hat) sondern dieses. Denn wäre Deutschland ein Bundesstaat: so müsst' es ein gemeinsames Oberhaupt an seiner Spitze haben, wie die nordamerikanischen Freistaaten ihren Präsidenten. Deutschland aber hat kein solches Oberhaupt, weder ein individuales noch ein kollegiales. Der Kaiser von Oestreich ist zwar das erste und mächtigste Bundesglied, aber nicht das Oberhaupt des Bundes. Denn alle Bundesglieder sind nach der ausdrücklichen Erklärung der Bundesakte einander rechtlich gleich. Die Bundes-

versammlung in Frankfurt am Main ist es jedoch eben so wenig. Denn sie besteht aus bloßen Gesandten der Bundesglieder. Diese Gesandten aber können nichts beschließen, ohne dazu von ihren Absendern instruirt zu sein; und ihre Beschlüsse haben in wichtigern, besonders organischen, Bundesangelegenheiten nicht einmal Kraft, wenn sie nicht einstimmig gefasst sind. Es findet sich also in dieser Beziehung ein Analogon vom polnischen liberum veto im deutschen Bunde. Der Präsident der Bundesversamlung ist ebendarum auch nicht und noch viel weniger Oberhaupt des Bundes. Denn er hat nur das Direktorium bei den Berathungen jener Gesandten, und seine Stimme gilt rechtlich nicht mehr als jede andre.

Um nun diesem Mangel an Einheit im deutschen Staatenbunde — einem Mangel, der allerdings dessen Kraft nach außen lähmt — abzuhelfen, hat man allerlei Vorschläge gemacht.

Einige meinten, man sollte wieder einen deutschen Kaiser wählen. Hat aber dieses Kaiserthum dem vormaligen deutschen Reiche mehr Kraft verliehen? Hat es den Zusammensturz desselben abwehren können? Und doch waren die vormaligen Reichsfürsten noch Unterthanen des Kaisers, wenigstens dem Namen, früher auch der Sache nach. Die jetzigen Bundesfürsten aber sind selbst Suveräne. Werden sie diese Suveränität wieder aufgeben? Gewiß nicht. Soll man sie aber

dazu zwingen? Wer kann das und wer hat das Recht dazu?

Daher verlangten Andre nur einen Protektor des deutschen Bundes, ähnlich dem ehemaligen Protektor des sogenannten Rheinbundes. Hat aber dieser Rheinbund nicht noch weniger Bestand gehabt? So lange freilich der Protektor Glück und Macht hatte, gehorchten die Rheinbundsfürsten willig seinem Je vous invite. Sobald er aber Glück und Macht zu verlieren anfing, war es aus mit dem Gehorsam. Ja sie kehrten nun den Spieß gegen ihn selbst um. Und das von Rechtswegen. Denn er hatte sie offenbar zum Bunde gezwungen. Dieser Bundesvertrag war nichts weiter als ein pactum leoninum. *)

Ein dritter Vorschlag war, alle deutsche Fürsten, bis auf Einen, zu mediatisiren und eben diesen Einen zum Regenten von ganz Deutschland, also Deutschland selbst zu einem monarchischen Staate zu machen. Dieß würde aber zu einer Revoluzion führen, die alles umkehren, Tausende von Familien höchst unglücklich machen, und mehr Blut und Thränen kosten müsste, als irgend eine frühere Revoluzion.

---

*) Einige Rheinbundsglieder hatten freilich um Aufnahme in den Bund gebeten. Man weiß aber schon, was es mit diesen Bitten für eine Bewandniß hatte und wie der Uebermächtige seine Uebermacht misbrauchte.

Schon der Gedanke als Streben danach wäre frevelhaft, die Ausführung aber ein größeres Verbrechen als Vater= und Muttermord.

Ueberdieß haben alle diese drei Vorschläge den gemeinsamen Fehler, daß nun ein neuer Zweifel darüber entsteht, welcher deutsche Fürst — denn an einen Fremden wird man doch dabei nicht denken — entweder deutscher Kaiser, oder Protektor des deutschen Bundes, oder Regent von ganz Deutschland werden solle. Aus diesem Zweifel würde aber augenblicklich Zwiespalt und deutscher Bürgerkrieg hervorgehn, in welchen sich bald andre Mächte — besonders Frankreich, das nur auf Gelegenheit lauert, die Rheingränze wieder zu gewinnen — mischen würden. Auch das von Einigen in dieser Beziehung vorgeschlagne Ausschließen der beiden Hauptmächte, Oestreichs und Preußens, vom deutschen Bunde oder Staate, um Baiern an dessen Spitze zu stellen, ist ein ganz unausführbarer Gedanke. Jene Mächte würden sich ja nicht so geduldig ausschließen lassen. Wer kann und wird sie dazu zwingen? Und thäten sie es freiwillig — was sie doch gewiß nicht thun werden — so verlöre Deutschland so viel an Gebiet, Bevölkerung und Kraft, daß es eine noch kläglichere Rolle im europäischen Staatensysteme spielen würde, als es bisher gespielt hat. Denn jetzt beachtet man doch noch die Wünsche des deutschen Bundes und verletzt nicht verächtlich dessen Gebiet, weil man wohl

weiß, daß Oestreich und Preußen als deutsche Bundesfürsten und zugleich als europäische Mächte ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen haben.

Ein vierter Vorschlag, der neuerlich sogar in der badischen Deputirten-Kammer zur Sprache gekommen, besteht darin, daß zwar der deutsche Bund in seiner bisherigen Gestalt fortdauere, die deutsche Bundesversammlung aber anders organisirt werde. Sie solle nämlich zwei Senate (Parlemente, Häuser oder Kammern) bekommen, dergestalt daß in der ersten Abtheilung die Gesandten der Bundesstaaten wie bisher Sitz und Stimme haben, in der zweiten aber gewählte Abgeordnete der deutschen Völker oder Volksstämme, welche jene Staaten bilden, und zwar nach Maßgabe der Bevölkerung. Das klingt nun wohl recht hübsch. Aber welche Schwierigkeiten in der Ausführung! Wer soll das Wahlgesetz machen? Wer soll das genauere Verhältniß, die gegenseitigen Rechte und Pflichten beider Abtheilungen bestimmen? Und da schon jetzt die Verhandlungen beim Bundestage sich in eine Länge ziehn, die viele Seufzer und Klagen ausgepresst: so kann man leicht denken, wie diese Länge zunehmen, ja fast in's Unendliche auslaufen würde. *)

*) Ich will mit dem Obigen nicht behaupten, daß jener Vorschlag ganz verwerflich sei. Er kommt aber auf jeden Fall

Hat denn aber jener Mangel an Einheit im deutschen Volke, der von uralter Zeit herrührt und ein wahres Wurzelübel (malum radicale) auf deutschem Boden zu sein scheint, wie er es einst auch auf griechischem Boden war, gar nichts Gutes bewirkt, gar keine Vortheile gebracht? Die Dinge in der Welt haben doch sonst ihre zwei Seiten, eine gute und eine böse. Sollte das nicht hier auch der Fall sein?

Damit man mich hier nicht der Parteilichkeit beschuldige — ein Fehler, den ich in der Politik für eben so groß halte, als in der Justiz — so will ich einen Andern für mich reden lassen, und zwar einen Mann, den man gewiß nicht illiberal, sondern eher

---

noch zu früh, da eben jetzt mehre deutsche Staaten ein konstituzionales Leben im neuern Sinne des Worts erst beginnen und daher die Regierungen dieser Staaten alle Hände voll zu thun haben, um vor allen Dingen das alte Verwaltungs-System nach dem neuen Verfassungs-Systeme zu gestalten. — Ein interessanter Aufsatz darüber, unterschrieben von Otto Friedrich Heinrich von Watzdorf, findet sich in der Zeitschrift: Das Vaterland. Blätter für Proposizion und Opposizion (Nr. 90. vom 9. November d. J.) mit der Aufschrift: „Ueber den Antrag des Abgeordneten Herrn Welker in Bezug auf den deutschen Bund." Ueberhaupt enthält diese Zeitschrift so viel anziehende, mit Freimuth nicht weniger als mit Anstand geschriebne, Aufsätze, daß sie wohl auch außer den Gränzen des engern Vaterlandes fleißig gelesen zu werden verdiente.

ultraliberal nennen dürfte. Ich meine den ungenannten, aber nach seiner ganzen Manier wohlbekannten, Verfasser der „Blätter aus meinem Wanderbuche. Erstes Sträußchen." (Altenburg, 1831. 12.) Dieser Schriftsteller lässt sich S. 50—52. also vernehmen:

„Gerade die vier und dreißig verschiednen Hof-„haltungen, Ministerien, Verfassungen, „Regierungsansichten, Handelssysteme, „welche Deutschland, wo nicht finanziell ruiniren, doch „nie zum vollen Flor irgend eines andern gleich gro-„ßen Staates aufkommen lassen können; welche selbst „den eigentlichen Aufschwung der innigen Volkskraft „nach außen unendlich hemmen und fast unmöglich „machen; welche, allen Bestrebungen der besten deut-„schen Köpfe zum Trotze, zwischen Nachbarn und Nach-„barn fort und fort eine Art von kindischem Stolz „und Neid und feindlicher Spannung nähren, die „Norddeutschen gar oft superklug und beleidigend den „lebenslustigern, trotzigen und jetzt so ziemlich freien „und glücklichen Süddeutschen entgegentreten lassen; „welche dem fremden Auslande noch lange Gelegenheit „bieten werden, in alle seine" — nämlich Deutschlands — „innersten und heiligsten Angelegenheiten sich „zu mischen und die herrliche germanische Kraft im „Schach zu erhalten: gerade diese unbequemen Ver-„hältnisse sind meines Erachtens die ungeheuer

„fruchtbare Mutter einer Volksbildung, „wie keine andre Nazion sie kennt; einer um„fassenden Tiefe allgemeinster wissenschaftlicher For„schung, wie man sie anderwärts nur in einzelen „Zweigen pflegt; einer rastlos theorisirenden und „facettirenden (?) philosophischen Spekulazion, welche „quantitativ fast alles, was das übrige Europa ge„liefert, überbietet, und qualitativ in neuerer Zeit „einen gefährlichen Nebenbuhler kaum irgendwo ge„funden hat; einer allgemein verbreiteten Liebe und „Geschmacksbildung im Gebiete der Künste und alles „Schönen, welcher nur die einzelen Hauptstädte andrer „Staaten fähig sind, und dort fast immer nur in ein„seitig enthusiastischer, alles Uebrige nicht beachtender „oder höhnender Moderichtung; einer herrlichen Elite „von Gelehrten, ja man kann sagen, einer ungeheuern „Republik von Gelehrten, welche eigentlichen Despo„tismus nie für einige Zeit Wurzel fassen ließ und „die Ideale der Freiheit treu zu bewahren versteht."

Was ist denn dieser langen Rede kurzer Sinn? — Gerade der Mangel an Einheit des deutschen Volkes in politischer Hinsicht (will der Verfasser dieser ungeheuern Periode sagen) ist die Ursache, daß das deutsche Volk in wahrhafter und vielseitiger Bildung höher als alle übrigen Völker der Erde steht. Ei nun! Wenn das der Fall ist — und er ist es wirklich —

so lasst uns Gott danken, daß es so ist; und so lasst uns auch mit guter Manier die Uebel ertragen, die sonst daraus hervorgehn! Es ist doch selbst in dieser Hinsicht nicht so schlimm, wie es der Verfasser macht.

Wenn er z. B. gleich anfangs sagt, daß die verschiednen Hofhaltungen, Ministerien, Verfassungen, Regierungsansichten und Handelssysteme Deutschland, wo nicht ruiniren, doch nie zum vollen Flor irgend eines andern gleich großen Staates aufkommen lassen: so wird man wohl versucht, zu fragen, ob denn Frankreich oder England oder irgend ein andrer gleich großer Staat sich in finanzialer Hinsicht im vollen Flore befinde. Wird nicht auch dort über eine ungeheure Schuldenlast, über unerträgliche Abgaben, über Mangel an Verdienst für die arbeitende Klasse der Einwohner u. s. w. geklagt? Haben jene Staaten nicht eben so viel Arme als wir? Ja haben sie nicht noch mehr? Denn wie bei uns der Unterricht mehr im Volke verbreitet ist; wie bei uns weit mehr Menschen lesen und schreiben können (was doch überall das erste Element der Bildung ist) als in Frankreich, England, Spanien, Portugal oder Italien: so ist auch unter unsern Bürgern und Bauern mehr Wohlstand zu finden, wenn man nur recht suchen und die Augen bei der Vergleichung nicht ganz und gar verschließen will. Also, wie gesagt, so schlimm,

wie es der Verfasser macht, ist es nicht in Deutschland. *)

Damit will ich nun keineswegs sagen, daß man nicht streben solle, es noch besser zu machen. O ja! es kann und wird auch besser unter uns werden. Gut Ding will nur Weile haben, wie ein altdeutsches Sprüchwort sagt. Die Hofhaltungen (um der Induktion des Verfassers zu folgen) werden sparsamer, die Ministerien gewissenhafter, die Verfassungen zeitgemäßer, die Regierungsansichten freisinniger, und die Handelssysteme (zu welchen auch die Zollsysteme gehören) einstimmiger und weitherziger werden. Arbeitet man nicht schon jetzt daran, die Fesseln des Verkehrs zwischen vielen deutschen Ländern zu lüften?

Merkwürdig sind in dieser Hinsicht besonders die Worte, welche unlängst der kurhessische Justiz- und Premierminister, D. Wiederhold, in der Ständeversammlung zu Kassel sprach, als er derselben im Namen des Kurprinzen und Mitregenten den Huldigungseid abnahm. Er sagte nämlich unter andern:

---

*) Auch mit der angeblich feindlichen Spannung zwischen Norddeutschen und Süddeutschen ist es nicht so schlimm, wie es der Verfasser macht. Das ist nichts als eine Eifersüchtelei, wie sie in allen größern Ländern (Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien 2c.) auch vorkommt.

„Große, dem völligen Abschlusse nahe stehende, Zoll-„und Handelsverbindungen, welche eine Bevölkerung „von mehr als zwanzig Millionen umfassen und „doch nur als Uebergangsstufe zur vollkomm-„nen Handelsfreiheit aller deutschen Bru-„dervölker dienen werden, müssen schnell den Han-„del und Gewerbfleiß in unsrem Vaterlande heben und „der kaufmännischen Spekulazion ein großes Feld zur „Thätigkeit und Gewinnung mannigfaltiger Vortheile „eröffnen."

Also nur nicht verzagt und ungeduldig! Aber auch nicht ungerecht und unbillig! Denn wie viel Hindernisse müssen erst beseitigt werden, bevor man alle, auch von außen, angelegte Fesseln des Verkehrs in Deutschland lösen kann! Dieß augenblicklich zu bewirken, steht in keines Menschen Gewalt, wie mächtig er auch sei. Man muß also auch keinem Menschen einen Vorwurf daraus machen.

Ebendasselbe gilt aber nicht weniger in andrer Beziehung. Daher sagt derselbe Redner mit Recht: „Die Verständigen im Volke wissen, daß nicht alles „auf einmal und gleichsam durch einen Zauberschlag zum „Bessern umgestaltet werden kann, und daß namentlich „alles, was die Organisazion der Staatsver-„waltung oder Gegenstände der Gesetzgebung „betrifft, mit reiflicher Ueberlegung und größter Be-„sonnenheit bearbeitet werden muß, und daß die Fehler

„jeder Uebereilung bei solchen wichtigen Arbeiten dem „Volke selbst nur allzufühlbar werden."

Vor allen Dingen also haltet ihr, die ihr aufrichtig wünschet, daß es besser im Ganzen werde — die ihr also nicht heuchlerisch bloß euren Privatvortheil sucht — haltet Friede, Ruhe und Ordnung! Achtet Gesetz und Recht! Denn ohne das giebt es auch keinen dauerhaften Wohlstand im Volke.

Da übrigens Deutschland, wie schon oben bemerkt, nicht bloß aus rein deutschen, sondern auch aus solchen Staaten besteht, die zugleich europäische sind: so muß, um unser historisch-politisches Porträt zu vollenden, auch von diesen noch etwas gesagt werden. Nun ist aber von England, welches durch Hannover, von Niederland, welches durch Luxemburg, und von Dänemark, welches durch Holstein und Lauenburg mit Deutschland verbündet ist, schon in frühern Abschnitten (Nr. 4. 5. und 11.) gehandelt worden. Also bleiben uns in dieser Beziehung nur noch zwei deutsch-europäische Staaten übrig.

Der erste ist Oestreich. Ein respektabler Staat, man mag auf dessen Alter, Umfang, Volksmenge, Reichthum an natürlichen und künstlichen Erzeugnissen, und andre Vorzüge sehn. Auch wiegt es gewaltig in der europäischen Wagschale. Man hat daher schon oft gesagt und sogar Bücher darüber geschrieben: „Oestreich über alles, wenn es nur will!"

Aber wenn es nun nicht will: wer kann 's ihm wehren oder auch nur verdenken? Ist 's denn — ich will nicht sagen recht (denn das klingt zu pedantisch, besonders für Einen, der sich als alten Staatsmann ankündigt) sondern nur — klug und heilsam, über alles sein zu wollen? Die Geschichte erzählt ja von so vielen Staaten und Regenten, die über alles sein wollten, aber am Ende unter alles kamen. Hat man denn schon die tragische Geschichte des französischen Kaiserreiches und seines herrischen Stifters vergessen? Sie ist doch noch so neu, daß sie wohl im Andenken aller meiner Zeitgenossen sein sollte.

Ich für meine Person lob' es also an den Oestreichern, daß sie nicht, wie die hochfahrenden Franzosen, über alles sein wollen, sondern den bescheidnern und menschlichern Grundsatz befolgen: „leben und leben lassen!" Was man etwa noch an ihnen tadeln möchte, wäre vielleicht, daß sie den materialen Interessen zu sehr hingegeben sind und darüber die höhern Interessen des Geistes zwar nicht ganz vernachlässigen, aber doch nicht energisch genug zu befördern streben. Ob das an der sonst so väterlichen Regierung oder an dem sonst so thätigen Volke liege, kann ich nicht entscheiden. Vielleicht liegt es zum Theil an beiden.

Wenn aber auch jener gute Wille nicht da wäre: so zweifl' ich doch ein wenig an der Kraft zum Sein

über alles; und zwar darum, weil dieser Staat aus gar zu heterogenen Elementen besteht. Deutsche, Böhmen, Ungern, Polen, Italiener, Griechen, Juden, sogar Zigeuner, leben da zwar unter Einem Zepter. Aber dessen ungeachtet fehlt noch viel, daß sie auch unter Einem Hute wären. Vielmehr giebt es dort viel widerstrebende Tendenzen. Ein solcher Staat hat daher nothwendig etwas Langsames, Schwerfälliges, Unsicheres in seinen Bewegungen. Er kann also auch nicht so kräftig nach außen wirken, wie ein andrer, dessen Volk aus einer homogenern Masse besteht.

In dieser Hinsicht ist Preußen, der zweite deutsch-europäische Staat, viel besser bestellt. Zwar ist seine Volksmasse auch nicht durchaus homogen. Aber der bei weitem größere Theil besteht doch aus Deutschen oder im Laufe der Zeit Deutschgewordnen. Darum ist Preußen beweglicher, rüstiger, fortschreitender, auch in Hinsicht auf geistige Bildung. Es scheint, als wenn hier der während einer langen und thatenvollen Regierung wirkende Geist Friedrich's immer noch fortwirkte, während im Nachbarstaate das weit kürzere und hastigere Wirken Joseph's nur ein glänzendes, aber schnell vorübergehendes, Meteor war.

Auf der andern Seite steht Preußen freilich auch wieder im Nachtheile gegen seinen alten Rival, mit dem es sich doch neuerlich sehr ausgesöhnt hat. Es hat keinen so ausgebreiteten, so fruchtbaren, so zu-

sammenhangenden oder, wenn ich so sagen darf, kompakten Boden. Es ist wohl sehr lang, aber wenig breit; und seine Länge selbst ist nicht stetig, sondern zerschnitten. Man hat daher diesen Staat in Hinsicht auf sein Areal nicht ganz unpassend mit einem gewissen Insekte verglichen. Darum hat Preußen auch nicht eine so große Volksmenge, und muß dennoch, um seiner Sicherheit nach außen willen, ein beinahe eben so großes Heer halten, das aber für den verhältnissmäßig kleinern Staat eigentlich zu groß und daher auch zu kostspielig ist. Indessen hat es durch sein musterhaft eingerichtetes Landwehr-System, so wie durch seinen strengen Haushalt, diesen Nachtheil wieder zu vermindern gewusst.

Ob sich Preußen, wie man sagt, bald, wenigstens noch unter der Regierung des jetzigen Königs — den der Himmel noch lange erhalten wolle! — neu konstituiren, ob es namentlich die schon bereit liegende, angeblich vom Staatsminister von Humboldt ausgearbeitete, Verfassung annehmen werde, kann wohl niemand entscheiden, der nicht in die geheimen Absichten des preußischen Kabinets eingeweiht ist. Provinzialstände sind schon eingeführt; und diese lassen sich allerdings als Vorläufer der künftigen allgemeinen Stände betrachten. Diese müssten denn aber doch wohl etwas mehr Rechte bekommen, als jene. Sonst möchten die Hoffnungen nicht erfüllt

werden, die man in und außer Preußen von der Einführung solcher Stände hegt.

Allein es ist hier noch ein Umstand zu erwägen. Der religiose und kirchliche Zwiespalt, welcher im sechzehnten Jahrhunderte durch Luther's und Zwingli's reformatorische Bestrebungen Europa theilte, hat auch natürlich Deutschland, die Mitte Europa's und den ursprünglichen Sitz dieser Bestrebungen, ergriffen. Und wie in Europa überhaupt der Süden meist katholisch blieb, der Norden aber meist protestantisch wurde: so trat dieß Verhältniß auch in Deutschland ein. Daher zeigt sich dasselbe Verhältniß in Ansehung jener beiden Hauptmächte Deutschlands. Das Haus Oestreich und die Mehrzahl seiner Unterthanen blieb dem Katholizismus treu; das Haus Preußen aber und die Mehrzahl seiner Unterthanen huldigte dem Protestantismus. Jenes wird daher auch als Repräsentant und Protektor des Katholizismus, dieses als Repräsentant und Protektor des Protestantismus in Deutschlands Gauen angesehn.

Dieser religiose und kirchliche Zwiespalt ist denn auch denen, welche so gern die Idee einer absoluten Einheit auf Deutschland übertragen möchten, ein Dorn im Auge gewesen. Sie machten daher allerlei henotische oder irenische Versuche. Alle diese Versuche aber mislangen und mussten es. Denn abgesehn von der großen Verschiedenheit beider Kirchen in Hinsicht auf Dogma und Kultus — einer Verschiedenheit, die durch wech-

selseitiges Nachgeben nicht ausgeglichen werden kann, wenn man von beiden Seiten gewissenhaft handeln und nicht etwa die Religion wie ein Kleid betrachten will, das man allenfalls wohl hier durch Zusetzen dort durch Wegnehmen dem Körper anpassen kann — so ist auch ihr kirchliches Lebensprinzip in einem solchen Gegensatze begriffen, daß nur der vollständige Sieg des einen Prinzips über das andre eine Aussöhnung herbeiführen könnte. Wer als Katholik dem Zwangs-Prinzipe in Glaubenssachen aufrichtig ergeben ist, der kann unmöglich dem protestantischen Freiheits-Prinzipe in solchen Dingen huldigen. Wer aber diesem von ganzem Herzen huldigt, der kann unmöglich jenem ergeben sein. Der religiose und kirchliche Zwiespalt in Deutschland, wiefern er aus dem Gegensatze zwischen Katholizismus und Protestantismus hervorgeht, muß schlechterdings so lange dauern, bis eines von jenen Prinzipien das andre völlig besiegt hat.

Hält nun Jemand dieß für ein Unglück — wie es denn in gewisser Hinsicht allerdings eines ist — so muß er sich als ein guter Christ darein fügen. Denn es muß doch auch im göttlichen Weltplane gelegen haben, daß es so kommen oder daß es eine streitende Kirche geben sollte, bevor es eine siegende gäbe. In politischer Beziehung aber ist da weiter nichts zu thun, als was die deutsche Bundesakte schon gethan oder ausgesprochen hat, nämlich jeden Katho-

liken und jeden Protestanten ungehindert seines Glaubens leben zu lassen und diesem Religions- und Kirchen-Unterschiede weiter keinen Einfluß auf das bürgerliche Verhältniß, auf gegenseitige Rechte und Pflichten, zu gestatten. *)

Möchte man nur überall auch hienach handeln! Es giebt aber leider noch Staaten in Deutschland, wo man das nicht thut; wo namentlich der Protestant in seiner öffentlichen Gottesverehrung sehr beschränkt ist; wo dem Katholiken, der zur protestantischen Kirche übergehn will, dieser Schritt sehr erschwert, dem Protestanten hingegen, der den entgegengesetzten Schritt thun will, dieser sehr erleichtert wird; ja wo man sogar allerlei Reizmittel braucht, um die Protestanten zu solchem Schritte zu verleiten. Ich kenne z. B. einen Maler, der in der deutschen Residenzstadt eines großen katholischen Staates lebte, ohne daselbst sein Glück zu machen, so lang' er Protestant blieb. Nachdem er aber Katholik geworden, hatt' er auf einmal viel Arbeit und Verdienst. Man machte sogar einen Wunderthäter aus ihm. Denn man brachte Kranke zu ihm, denen er die Hand auflegen musste. Und siehe da, sie wurden gesund! — Ist das wohl recht?

*) Daß es in Ansehung andrer Religionsparteien von Rechtswegen auch so sein sollte, will ich hier nur beiläufig in Erinnerung bringen, da man immer noch nicht ernstlich daran denken will.

Doch ich kehre zur Politik zurück. Man hat nämlich unter andern auch den Vorschlag gemacht, das ehemalige Corpus Evangelicorum des deutschen Reiches wieder herzustellen und an die Spitze desselben nicht, wie früher, Sachsen, weil dieß nicht mächtig genug sei und selbst keinen protestantischen Regenten habe, sondern das weit mächtigere und von einem eifrig protestantischen Fürsten beherrschte Preußen zu setzen.

Nun ist zwar gegen die Persönlichkeit dieses Fürsten durchaus nichts einzuwenden. Ein Fürst, der zuerst Luther'n ein öffentliches Denkmal in Wittenberg errichtete; der so bemüht gewesen, die ohne Noth und zu ihrem eignen Schaden getrennten Parteien der Lutheraner und der Reformirten kirchlich zu vereinigen; der sich auch durch keine noch so scheinbare Vorspiegelung verleiten ließ, in den zu Halle durch elende Klätscherei und Angeberei wieder heftig aufgeregten Streit zwischen Razionalisten und Supernaturalisten thätig einzugreifen und dadurch die theuer erkaufte protestantisch-akademische Lehrfreiheit zu beschränken — ein solcher Fürst wäre wahrhaftig ein recht würdiger Vorsteher und Führer jenes evangelischen Körpers. Dennoch halt' ich die Ausführung des oberwähnten Vorschlags für unstatthaft, ja für gefahrvoll.

Einmal muß man, wenn man dauerhafte Einrichtungen für Staat oder Kirche begründen will, durchaus

auf keine Persönlichkeiten Rücksicht nehmen. Denn diese sind und bleiben vergänglich, gewähren also keine hinlängliche Bürgschaft für die Zukunft.

Sodann ist zu befürchten, daß, wenn man jetzt ein Corpus Evangelicorum wieder in's Leben riefe, kraft des natürlichen Gegensatzes sogleich ein Corpus Catholicorum wieder aufstehen würde. Und das müsste nothwendig die Spannung und Reibung vermehren. Wozu daher solche veraltete und abgestorbene Dinge von den Todten erwecken?

Die protestantische Kirche hat jetzt, wenigstens in Deutschland, nichts Bedeutendes mehr zu befahren. Man kann hier oder dort einen Schwachen im Glauben oder einen Bedrängten verführen. Aber was thut das? Es kommen ja auch genug, und zwar zum Theile recht namhafte Männer, ein Fürst von Salm, ein Graf von Benzel-Sternau, ein Freiherr von Gemmingen, ein Pfarrer Henhöfer, ein Professor Eisenschmid, ein Doktor Blanco oder White rc. rc. ganz von selbst zu uns herüber und ersetzen reichlich jenen Abgang.

Hiezu kommt aber noch etwas viel Wichtigeres. Die deutschen Katholiken sind auf einem guten Wege. Sie haben der großen Mehrzahl nach schon längst aufgehört, römische Katholiken zu sein. Sie haben daher in Schlesien auf Verbesserung des Kultus, in Baden auf Abschaffung des Zölibates an-

getragen. Ja Viele, besonders die, welche sich reine Katholiken nennen, haben sogar den großen Gedanken gefasst, eine deutsch-katholische Kirche, die von Rom unabhängig wäre, zu stiften.

Nun ist zwar nicht abzusehn, wie sie diesen Plan ausführen wollen. Denn ich kenne keinen reinen Katholiken, der dazu Ansehn und Macht genug hätte, auch keinen deutsch-katholischen Fürsten, der dazu die Hand bieten würde; vornehmlich in einer so tief bewegten Zeit, wo jeder Fürst mit Recht fürchten muß, daß eine neue Aufregung der Gemüther eine neue Revoluzion hervorrufen möchte. Die reinen Katholiken oder, wie man sie auch nicht unpassend genannt hat, die protestantischen Katholiken thäten daher wohl besser, sich einer schon bestehenden protestantischen oder reformirten Kirche, die ihrem Glauben nicht den mindesten Zwang anthun würde, anzuschließen, als eine neue zu stiften. Denn eine solche würd' es doch am Ende werden, wenn man sie auch die alte und echte christliche Kirche nennte, da es hier nicht auf Namen ankommt, und da jede Kirche sich ihrem Geiste nach für alt und echt hält.

Allein in solchen Dingen muß man Jedem seinen Willen lassen. Glauben also die reinen Katholiken ihr Seelenheil besser zu fördern, wenn sie eine besondre Kirche stiften, und glauben sie diesen Plan ausführen zu können: so mögen sie es in Gottes Namen

thun. Sie sollen uns Protestanten als solche, welche nach dem Lichte streben und den Geist des Evangeliums höher als den Buchstaben des Symbols achten, herzlich willkommen sein.

Aber ebendarum kein neues politisches Corpus Evangelicorum in Deutschland! Es würde nur den Parteigeist, den Sekteneifer von neuem anfachen. Diesen Feind der Religion also — denn er widerstreitet der christlichen Liebe — wollen wir lieber gemeinschaftlich bekämpfen. Das wird Heil und Segen bringen.

Darum lasst uns in bürgerlicher Hinsicht vergessen, daß es in Deutschland Katholiken und Protestanten, Südländer und Nordländer giebt! Lasst uns dagegen das höhere, geistige Band, das uns Alle umschlingt, immer mehr befestigen — das Band der gemeinsamen Sprache und Literatur, des volkthümlichen Sinnes! Ist dieses Band recht fest geschlungen: so dürfen wir auch den äußern Feind nicht fürchten, er komme von Ost oder West. Denn zum Vertheidigen sind wir dann stark genug, wenn auch nicht in gleicher Weise zum Angreifen. Es soll aber so sein. Möchten daher nur alle Völker recht stark in der Defensive, aber recht schwach in der Offensive sein! Wahrscheinlich würd' es dann in dieser Welt des Streits um ein gut Theil besser aussehn.

Schluß.

Nachdem ich die Jungfrau Europa, um die so viel starke und stattliche Ritter gebuhlt, sich sogar auf Tod und Leben geschlagen haben, die aber stets so spröde oder so kokett war, daß sie sich keinem ganz und ausschließlich hingab — nachdem ich dieselbe, so gut es gehen wollte, porträtirt oder, wenn man lieber will, bloß skizzirt habe: so sei mir noch vergönnt, über das große politische Ganze, welches man mit jenem Namen benannt und unter jenem, nicht ganz passenden, Bilde dargestellt hat, einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Denn das Gemälde muß doch noch einen alles umschließenden Rahmen erhalten.

In einer solchen Menge von Staaten, wie Europa dem Blicke des Beobachters darbietet — verschieden an Größe und Kraft, wie an Bildung und Verfassung und sonstigen Eigenschaften, Vorzügen oder Mängeln — kann es nicht an beständigen Anlässen zur Eifersucht und zum Streite fehlen. Die Interessen dieser Staaten müssen sich auf mannigfaltige Weise verwickeln und durchkreuzen. Es werden, je nachdem die Umstände sind, bald Anziehungen bald Abstoßungen entstehn. Die kleinern und unmächtigern Staaten werden aber immer

in Gefahr schweben, von den größern und mächtigern bedrängt, wo nicht gar verschlungen zu werden. Das liegt so sehr in der Natur der Sache, daß man sich gar nicht wundern darf, wenn die Geschichte sagt, es sei immer so gewesen.

Dennoch hat man auch das Unbehagliche einer solchen Lage stets gefühlt; und ebendarum hat man auf Mittel gesonnen, ihr so viel als möglich abzuhelfen. Ein Hauptmittel dieser Art war das sonst so beliebte System des politischen Gleichgewichts. Man ging nämlich dabei von der Idee aus, daß, trotz aller immer fortbestehenden Ungleichheit der Staaten, dennoch die größern und mächtigern einander das Gleichgewicht halten sollten, damit keiner derselben durch Unterjochung der kleinern und unmächtigern zu einer bedeutenden Uebermacht gelangen könnte.

Diese Idee war an sich nicht verwerflich. Man erkannte dadurch den sehr wahren Grundsatz an, daß alle Staaten, wie ungleich sie auch sonst an Größe und Macht sein mögen, dennoch in Ansehung des Rechts einander gleich seien. Mit dieser Gleichheit sollte daher auch die Freiheit d. h. die Unabhängigkeit und Selbständigkeit jedes Staats gesichert sein. Und so sollte das System des politischen Gleichgewichts insonderheit zum Schutze der kleinern und unmächtigern Staaten dienen.

Allein wie es mit allen Ideen geht, wenn sie

durch die Praxis verwirklicht oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, in's Leben gerufen werden sollen: so ging es auch mit dieser. Man konnte sich ihr nur von fernher annähern. Ein wirkliches politisches Gleichgewicht gab es daher nie. Ja viele Regenten und Staatsmänner betrachteten es nur als eine politische Fikzion, die sie zum Deckmantel ihrer Herrschsucht brauchten.

Zwar hat man gesagt, das politische Gleichgewicht habe wirklich einmal in Europa bestanden — denn von den übrigen Welttheilen kann hier nicht die Rede sein, da diese nicht einmal die Idee, geschweige die Sache selbst gehabt haben — nämlich vom westphälischen Frieden bis zur Theilung Polens. Durch diese unglückselige Theilung aber sei es ganz zerstört worden.

Dagegen möcht' ich wohl fragen: Wie hätte denn Polen getheilt werden können, wenn bis dahin wirklich ein politisches Gleichgewicht bestanden hätte? Dieses würde ja die Theilung unmöglich gemacht haben. Polen gehörte vor der ersten Theilung selbst zu den größern und mächtigern Staaten Europa's. Und wenn es gleich durch seine schlechte Verfassung und die daraus entstandnen bürgerlichen Unruhen geschwächt war: so gab es ja zu jener Zeit noch andre große und mächtige Staaten, die nicht an der Theilung Polens theilnahmen, sie sogar ungern sahen. Selbst Spanien war damal noch groß

und mächtig. Es hatte in Amerika noch ein Besitzthum, größer als ganz Europa. Auch Portugal war noch mit Brasilien verbunden, das jetzt für sich allein ein ausgedehntes, obwohl nicht volkreiches, Kaiserthum bildet. Wenn also auch beim Beginne der Theilung die Wage nach Nordost hin geschwankt hätte: so würde sie bei vorhandnem Gleichgewichte wohl wieder in gerade Richtung gekommen sein. Allein sie neigte sich immer tiefer nach jener Weltgegend hin.

Bald darauf gab es einen Gegenschlag (contre-coup). Die französische Revoluzion brach aus und erschütterte die politische Welt in ihren tiefsten Grundlagen. Nach langem Ringen und Kämpfen der aus allen Weltgegenden losgelassenen Winde tauchte aus dem bewegten Meere endlich ein Mann auf, der wie einst Neptun sagte:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.

Er unterwarf sich halb Europa und machte das vielbelobte politische Gleichgewicht fast zum Kinderspotte.

Von nun an herrschte das System des politischen Uebergewichts; und Frankreich war das Land, wo es seinen Stützpunkt hatte. Weil aber alles Ueberspannte keine lange Dauer hat: so brach auch dieses System mit seinem Urheber zusammen. Frankreich, das im Siegestaumel der Welt Gesetze diktirt hatte, musste jetzt, selbst besiegt, sich Gesetze diktiren lassen

und sogar eine Herrscherfamilie wieder aufnehmen, der es im Sturme der Revoluzion mehr als einmal ewigen Haß geschworen hatte.

Da begab es sich, daß eine Frau nach Paris kam, die viel in und mit der großen Welt gelebt hatte, eine Frau von lebhafter, ja schwärmerischer, Einbildungskraft. Nachdem dieselbe im höhern Lebensalter der Lust dieser Welt entsagt und ihren Blick mehr nach oben gerichtet hatte: gab ihr, wie sie sagte, der Himmel eine neue politische Idee ein, welche die Welt in nicht geringes Erstaunen setzte. *)

Jene Frau sagte nämlich, die Politik, obwohl von christlichen Fürsten und Staatsmännern und sogar von angeblichen Statthaltern Christi ausgeübt, sei doch im Grunde bisher nur heidnischen Prinzipien gefolgt. Denn alles, was man von politischem Gleichgewichte und von politischem Uebergewichte geredet habe, laufe zuletzt doch nur auf Gewaltthätigkeit hinaus, wie sie Alexander und Cäsar, Dschingischan und

*) Ich folge hier und im Nächstfolgenden einem „Gespräche unter vier Augen", welches ein gewisser Philosoph mit jener Frau gehabt haben will und der Welt durch den Druck bekannt gemacht hat. Und zwar folg' ich diesem Gespräche darum, weil dessen Inhalt durch eine andre Schrift bestätigt wird, welche später ein Prediger aus Genf, Namens Empetas, herausgegeben, der sich lange im Gefolge derselben Frau, auch zu Paris, befand.

Tamerlan, auch geübt hätten. Von nun an aber, da Gott das christliche Europa von der Uebermacht eines neuen Eroberers, der auch ganz heidnisch dachte und handelte, so wunderbar befreiet habe, müsse die Politik ganz christlich werden. An die Stelle jener beiden heidnischen Systeme der Politik müsse ein System der christlichen Liebe und Gerechtigkeit treten, und dieses System müsse von allen christlichen Fürsten und Völkern durch einen heiligen Bund bekräftigt werden.

Man kann nicht leugnen, daß diese Idee, so mystisch sie auch im Munde jener frommen Schwärmerin klang, doch erhaben war — aber freilich so erhaben, daß die noch im Argen liegende Welt sie gar nicht fassen konnte und seltsamer Weise nicht nur über die Idee, sondern auch darüber spottete, daß sie aus einem weiblichen Gehirne kam; gleichsam als wenn dieses gar nicht fähig wäre, etwas Vernünftiges zu erzeugen, während wir doch Alle vom Weibe den ersten Lebenskeim, die erste Nahrung, den ersten Liebeskuß und die erste Bildung empfangen.

Indessen fand die Idee doch anfangs Eingang bei einem großen Monarchen, und zwar um so eher, da er ursprünglich ein sehr menschenfreundliches Herz hatte und dieses Herz noch überströmte vom Danke gegen Gott für eine so wundervolle Rettung. Er theilte sie daher auch seinen zwei nächsten Verbünde-

ten mit. Und da diese nicht minder fromm gestimmt waren: so ward der neue Bund — neu in jeder Hinsicht, weil die Welt einen heiligen Bund dieser Art noch nicht gesehen hatte — geschlossen, unterschrieben und untersiegelt. Auch wurden alle übrigen christlichen Fürsten und Völker Europa's, selbst die nordamerikanischen Freistaaten, zum Beitritte förmlich und feierlich eingeladen.

Allein, wie gesagt, die Idee war zu hoch für diese Zeit. Sie schien gar nicht ausführbar. Zwar traten die meisten Eingeladnen bei, aber doch nur mit kalter Theilnahme, gleichsam aus bloßer Höflichkeit. Einige lehnten auch geradezu ab, nämlich 1. der Papst, der, obwohl angeblicher Statthalter Christi, doch nicht leiden wollte, daß alle Christen, wie die Bundes-Urkunde sagte, sich als eine Gottes-Familie betrachten, mithin als Brüder lieben sollten, weil gar zu viel Ketzer darunter wären; 2. die nordamerikanischen Freistaaten, weil diese Republikaner ihre Politik gern unvermengt mit der monarchisch-europäischen behalten wollten; und 3. England, das zwar, wie sein König sagte, die Idee ganz vortrefflich fand, aber doch nicht unterschreiben wollte, weil der Traktat nicht von verantwortlichen Ministern geschlossen und unterschrieben worden, wie es die brittische Verfassung verlangt, sondern von den Fürsten selbst und unmittelbar.

Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht, der Urkunde des heiligen Bundes seien geheime Artikel beigefügt, die etwas ganz Andres besagten, als die Urkunde selbst. Und die brittischen Minister, als man sie darüber im Parlemente befragte, erklärten sich so zurückhaltend, daß man eben in dieser Zurückhaltung eine Bestätigung jenes Gerüchts zu finden glaubte. Auch schienen die nachfolgenden Begebenheiten nicht im Einklange mit der Idee eines heiligen Bundes zu stehn. Kurz, alles traf zusammen, die Idee in Miskredit zu bringen, während es doch nur bewies, daß die Menschheit in ihrer Bildung noch viel zu weit zurück war, um Geschmack an einer Politik zu finden, welche die irdischen Dinge durch himmlische Gedanken leiten wollte.

Daher kam es denn, daß die Politik sich allmählich wieder zum Systeme des politischen Uebergewichts hinneigte. Dieses Uebergewicht aber fiel nicht einem Staate ausschließlich zu, sondern fünf Staaten gemeinschaftlich; was die politische Welt bisher auch noch nicht gesehen hatte. Denn die römischen Triumvirate, welche damit von Einigen verglichen worden, haben nur eine höchst entfernte Aehnlichkeit, weil die römischen Dreimänner ja nicht Regenten verschiedner Staaten, sondern Bürger desselben Staates waren, die sich bloß durch Anmaßung zu gemeinsamen Beherrschern ihrer Mitbürger aufgeworfen

und daher auch die Provinzen des römischen Staates zur Verwaltung oder vielmehr zur Aussaugung unter sich vertheilt hatten.

Jetzt sind jene fünf Staaten in der berühmten Konferenz zu London durch ihre Gesandten wirksam, um den Weltfrieden trotz den Bestrebungen derer zu erhalten, welche einen allgemeinen Krieg als das einzige Mittel zur Wiedergeburt Europa's betrachten und ihn daher auch mit aller Gewalt herbeiführen wollen. Die Wehen möchten aber doch zu schrecklich sein, als daß ein Mensch, der es mit seinem Geschlechte wahrhaft gut meint, in einen solchen Wunsch einstimmen könnte.

Freilich ist, wenn man die Sache streng nach dem Gesetze der Gerechtigkeit beurtheilt, nicht alles in jenem Staatenverhältnisse so, wie es sein sollte. Denn dieses Gesetz ertheilt allen Staaten, wie groß oder wie klein sie auch seien, gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Der König der Niederlande hatte also nicht ganz Unrecht, wenn er zur Konferenz der Fünfe sagte: „Ich „bin auch ein unabhängiger Fürst und werde meinen „Streit mit den Belgiern schon selbst ausfechten, wie „Russland den seinigen mit den Polen ausgefochten hat, „und wie ihn auch Oestreich mit den Ungern, Preußen „mit den Rheinländern, England mit den Irländern, „und Frankreich mit den Deutschen in Elsaß und Loth-

„ringen ausfechten würde, wenn es diesen einfiele, ihre „bisherigen Regenten absetzen zu wollen. Ich nehme „also Eure Beschlüsse nicht an.“

Allein auf der andern Seite ist auch zu erwägen, daß es Fälle geben kann, wo das allgemeine Wohl von Europa Opfer heischt. Ist es also den fünf Mächten wirklich nur darum zu thun, den allgemeinen Frieden zu erhalten — und man muß ihnen das zutrauen, so lange nicht das Gegentheil erwiesen ist, nach dem bekannten Grundsatze: Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium — so haben sie auch die Befugniß, zu den streitenden Parteien in jedem Staate, sei er groß oder klein, zu sagen: „Haltet Frie„den und setzt nicht das allgemeine Wohl von Europa „und mit demselben auch das Wohl unsrer eignen Völker „auf's Spiel!“ Sie dürfen also nach dem Grundsatze: **Salus populi suprema lex**, in einem so bedenklichen Falle wohl vermittelnd eintreten und ihren vermittelnden Vorschlägen durch ihre vereinigte Kraft Gehör zu verschaffen suchen. So lange daher die europäischen Staaten noch kein von ihnen selbst und gemeinschaftlich erwähltes Tribunal haben, welches ihre Streitigkeiten schiedsrichterlich ausgleicht: so lange werden sie auch in einem Zustande beharren, der dem Gesetze der Gerechtigkeit nicht völlig angemessen ist. Und da wird denn selbst das Gesetz der Klugheit, das wir im gemeinen Leben Alle befolgen müssen, dem

Schwächern gebieten, daß er dem Stärkern nachgebe, um größeres Uebel zu vermeiden.

Unter diesem größeren Uebel aber versteh' ich nicht bloß den Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen Holland und Belgien oder ein paar andern europäischen Staaten, die sich über ihre materialen Interessen nicht friedlich vergleichen könnten — denn das wäre doch nur ein beschränktes und vorübergehendes Uebel — sondern den Ausbruch neuer Revoluzionen, die am Ende nothwendig einen ganz andern Krieg, nämlich einen weit umfassendern und andauerndern über allgemeine politische Prinzipien, herbeiführen würden. Daß ein solcher Krieg, gleich den frühern Religions-Kriegen, auch viel blutiger und zerstörender sein würde, bedarf wohl keines Beweises. Denn nicht nur die Leidenschaft der politischen Parteien, sondern auch die Ausgelassenheit des gemeinsten Pöbels würde sich alsdann auf eine furchtbare Weise mit in's Spiel mischen. Was das sagen wolle, davon haben zwar diejenigen, welche die frühere französische Revoluzion und deren Gräuel noch erlebt haben, eine anschauliche Vorstellung. Den jüngern Zeitgenossen aber fehlt eine solche Vorstellung, weil sie von der Sache nur wie von einer alten Geschichte flüchtig gehört haben. Daher sprechen sie auch so leichtsinnig davon, und möchten wohl gar etwas der Art selbst erleben. Wie es aber dabei hergeht und wie weder Freund noch Feind geschont

wird, wenn der Pöbel einmal losgelassen und in Wuth entbrannt ist: das beweist jetzt England und namentlich die blühende und große Stadt Bristol daselbst in einem tragischen Vorspiele.

Sehr richtig sagt daher der Verfasser eines kleinen Aufsatzes („Blicke über die Gränze," in der Zeitschrift: Das Vaterland. Nr. 93.): „Die Ereig„nisse in Bristol haben einen Vorgeschmack von dem „gegeben, was eine englische Revoluzion sagen will; „was es heißt, in einem Staate, in welchem die Roheit „und die Armuth der niedern Volksklassen der Ueberbil„dung und dem Reichthume der Großen entgegenstehn, „und der grelle Kontrast nur durch den nüchternen Sinn, „die gesetzliche Freiheitsliebe und die reichen Hülfsmittel „des gebildeten Mittelstandes ausgeglichen wird, mit „der entschwundnen Ehrfurcht vor den gesetzlichen Auto„ritäten die letzte Schranke gebrochen, und Elend und „Ueberfluß, Hochmuth und Unterdrückung im furcht„baren Kampfe sich begegnen zu sehn. So lange die „echten Freunde des Landes den Sturm noch aufhalten „wollen: so lange werden sie es, wenn auch durch an„gestrengte Kraft, vermögen. Wehe aber, wenn sie, „im gerechten Unmuthe es verschmähend, fortwährend „die Folgen eines Uebermuths abwehren zu müssen, der „auch ihnen verhasst ist, nur einmal die Zügel etwas „lockerer führen! Die entfesselten Kräfte rei„ßen dann alles in ihren Strudel, und das

„von Raserei geführte Eisen wüthet gegen „die Freunde und gegen die eigne Brust."

Was haben also bei so bewandten Umständen die Regierungen aller europäischen Staaten, wo mehr oder weniger dieselben Elemente gähren, zu thun? — Sich über die Parteien dergestalt zu stellen, daß sie durch freiwillige Erfüllung der gerechten und billigen Wünsche der Völker den Parteimännern die Kraft entziehen, auf die Massen zu wirken. Denn alle Parteimänner, mögen sie hoch oder niedrig stehn, sind nur zu fürchten, wenn es ihnen gelingt, die Massen in ihr Interesse zu ziehn. Darum streben sie auch einzig und allein danach, auf und durch die Massen zu wirken. *)

*) Auch der sonst so fromme und ritterliche Vicomte von Chateaubriand hat dieses unedle Mittel in seiner Schrift: De la nouvelle proposition relative au banissement de Charles X. et de sa famille (Paris, 1831. 8.) nicht verschmäht und sich daher nicht einmal geschämt, mit der Tribune, einem der gemeinsten und wüthendsten Volksblätter, zu fraternisiren. Dafür züchtigen ihn mit Recht die jüngsten Times und machen sich lustig über den Ex-Minister, Ex-Botschafter und Ex-Pair, der ehedem das Christenthum predigte und die bestehende Ordnung vertheidigte, jetzt aber durch jene Broschüre das Volk gegen die bestehende Ordnung aufzuwiegeln sucht. Deshalb ruft aber auch ein Berichterstatter aus Paris vom 7. November d. J. (Allg. Zeit. Nr. 318.) aus: „Er ist verschwunden, der Nimbus, der die Person dieses Staatsmannes

Was nun endlich eben diese einander entgegengesetzten **Parteien** betrifft, welche dermalen die politische Welt bewegen — die **Rechten** und die **Linken** — so ist freilich von denen, welche auf den **äußersten Bänken** sitzen, nicht zu erwarten, daß sie meine schwache Stimme hören, und eben so wenig, daß sie sich je mit einander vereinigen werden; es sei denn, daß es bloß darauf ankomme, ein eben regierendes, aber beiden gleich verhasstes, Ministerium zu stürzen. Denn in diesem Falle hat man schon mehr als einmal eine recht brüderliche Vereinigung beider Parteien gesehen. Sobald jedoch das Ministerium gestürzt war, ging der Kampf von neuem los.

Sollten aber die **Vernünftigern**, also **Gemäßigtern** beider Parteien sich nicht wenigstens über einige **Hauptpunkte** verständigen und durch eben diese Verständiguug sich mit einander aussöhnen können? Denn ich fürchte, daß außerdem, was auch die Regierungen thun mögen, doch kein dauerhafter Weltfriede zu erzielen sei. Jene Hauptpunkte will ich jetzt zum Schlusse dieser Schrift noch kürzlich andeuten und das Weitere darüber dem Nachdenken der geneigten Leser anheimgeben:

„umhüllte; sie ist dahin, die Verehrung, welche man seinem „politischen Charakter zollte!" — Armer Mann, wohin hat dich Einbildung und Eitelkeit geführt!

1. **Kein Volk kann ohne Regierung bestehn** — folglich ist jeder Beförderer der Anarchie nicht bloß ein Feind der Regierung, sondern auch des Volkes, ja der Menschheit selbst.

2. **Eine Regierung soll kräftig sein** — folglich darf sie durch die Verfassung nicht bis zur Ohnmacht beschränkt werden.

3. **Eine Regierung soll die Gesetze vollziehen** — folglich müssen Alle, vom Ersten bis zum Letzten, die Gesetze achten.

4. **Jedes Volk soll auch die Rechte andrer Völker achten** — folglich darf kein Volk das andre bloß darum bekriegen, weil es nicht mit ihm einerlei politische Institutionen hat.

5. **Was in der lebendigen Natur langsam heranwächst, dauert länger, als was schnell emporschießt** — folglich sind auch im Staatsleben allmähliche Verbesserungen heilsamer als übereilte, die oft zu Rückschritten nöthigen.

6. **Was Anstand und gute Sitte verletzt, ist des Gebildeten unwürdig** — folglich soll auch der politische Volksredner und Schriftsteller dem Anstande und der guten Sitte huldigen.

In diesen sechs Grund- und Folgesätzen ist wenigstens mein eignes **politisches Glaubensbekenntniß** enthalten. Darauf werd' ich leben und sterben, was auch die Ultras links und rechts sagen oder thun mögen. Uebrigens aber denk' ich wie jener alte Dichter:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!

Berichtigungen und Zusätze.

S. 7. Z. 1. hinter Art ist in Parenthese noch beizufügen: (ohne Rücksicht auf Stand, Würde, Alter und Geschlecht)

S. 16. Z. 3. von unten ist statt = ein Punkt zu setzen.

S. 19. Z. 7. ist statt bei der zu lesen durch die

S. 35. Z. 16. ist hinter Kirche noch beizufügen: nicht nur ihr Stimmrecht im Oberhause, sondern auch

S. 65. Z. 9. ist hinter konnte? noch beizufügen: oder so gleichgültig, daß es ihnen nicht widerstehen wollte?

S. 71. Z. 6. ist hinter griechische Häuptlinge noch hinzuzufügen: und fremde Abenteurer (die in Griechenland nur ihr Glück machen wollten und, weil sie es dort nicht fanden, die Schuld davon auf den Präsidenten als einen angeblichen Tyrannen schoben)

Verzeichniß einiger Verlagswerke von Ch. E. Kollmann.

ABC= und Lesebuch, geographisches. Geziert mit schönen Kupfern, welche die vorzüglichsten Völker der Erde und die Thiere, welche in den verschiedenen Erdgegenden leben, darstellen. Einer Erdkugel und andern Abbildungen. Französisch und deutsch. Für den ersten Unterricht in beiden Sprachen bearbeitet. 8. 1829. 15 gr.

Auch unter dem Titel:

Abecedaire geographique etc.

Carls und Charlottens poetischer Bildersaal, mit 120 Bildern. Eine Auswahl von 110 Gedichten zum Auswendiglernen. Geburtstags= und Weihnachtsgeschenk, zum Nutzen und Vergnügen guter Kinder. 8. 1830. geb. 1 thlr.

Catullii, C. Val., carmina varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a F. H. Döring. Accedit index uberrimus. Tom. Prior. 1788. 1 thlr. 4 gr.

Crabb, George, kleines Buchstabier= und Lesebuch für Anfänger, oder praktische Methode, die englische Aussprache durch zweckmäßige Uebungen zu erlernen. 3te sehr verb. und vermehrte Aufl. Mit Vorrede von L.— 8. 1830. 9 gr.

Elementar=Buch, hebräisches, zum bessern und stufengemäßern Erlernen des Hebräischen und Rabbinischen, nebst einem vollständigen Wortregister. Für Schul= und Privatunterricht. Von J. Wolf und G. Salomon. 8. 1819. 16 gr.

Erbschaften, die, oder die Sclaven in Algier. Eine moralische Erzählung für die gebildete Jugend. Vom Verfasser von Gustav und Thomas, eine Robinsonade. Mit 6 colorirten Kupfern. 12. 1829. geb. 20 gr.

Erzählungs= und Bilder=ABC, belehrendes und unterhaltendes. Ein Geschenk für gutgeartete Schüler und Schülerinnen. Vom Verf. der Erbschaften u. s. w. Mit 24 Bildern auf Tafeln. 12. 1829. geb. 12 gr.

Fiedler, Past. Ferd., Regeltabelle der deutschen Rechtschreibung für Elementarschulen. gr. Folio. Schreibp. (in Parthien von 50 Ex. nur 1 gr.) 2 gr.

Geburtstags= und Weihnachtsfreude, oder 1001 bunte Bilder (nebst deren Erklärung und 24 Erzählungen) zum Nutzen und Vergnügen für gute Kinder. 8. 1829. geb. 1 thlr. 12 gr.

Helmke, E. D., nouvelles Contredanses, Françaises, Quadrilles et Valses pour le Pianoforte composées et dédiées à ses élèves. 4. 1829. 10 gr.

Helmke, E. D., neue Tanz- und Bildungsschule. Ein gründlicher Leitfaden für Aeltern und Lehrer bei der Erziehung der Kinder und für die erwachsene Jugend, um sich einen hohen Grad der feinen Bildung zu verschaffen und sich zu kunstfertigen und ausgezeichneten Tänzern zu bilden. Mit einem Titelkupfer und 19 Steintafeln; auch 4 Bogen Musik-Beilagen. 8. geb. 1 thlr. 8 gr.

Horatius, Q. F., Sekulargesang, metrisch übersetzt und ausführlich erklärt von C. F. Preiss. 1802. 8 gr.

Köhler, F. G., Reise ins Eismeer und nach den Küsten von Grönland und Spitzbergen im J. 1801, nebst einer genauen Beschreibung des Walfischfanges. Mit 2 Kpfrtfln. 8. 1820. 12 gr.

König, J., der getreue Englische Wegweiser oder: gründliche Anweisung zur Englischen Aussprache für die Deutschen. Zuerst herausgegeben. Anjetzo aber mit vielen Vermehrungen und Verbesserungen zum elften Mal aufgelegt. 1795. 16 gr.

Kubasch, Charles, nützliches Buch für die Küche bei Zubereitung der Speisen. Pirna. 8. 1827. geh. 16 gr.

Lax, S., Uebersicht aller etymologischen Regeln der französischen Sprache. 2te Auflage, verbessert und vermehrt, besonders mit allen unregelmäßigeu Zeitwörtern. 8. 1819. 8 gr.

Lehmann, M. J. T., gründliches, vollständiges und leichtfaßliches Stimmsystem, oder Anweisung, wie ein Jeder Fortepiano- oder Klavierinstrumente auf die beste und leichteste Art, rein und richtig, in kurzer Zeit stimmen lernen kann. Nebst allen zum Stimmen und Saitenaufziehen erforderlichen Regeln und Vortheilen, wie auch Anleitung, sein Instrument im gutem Stande zu erhalten. 8. 1827. geh. 6 gr.

Leischner, C. F., Taschenbuch zur Selbsterlernung der Reitkunst, für Freunde derselben. Mit 1 Vign. 16. 1826. geb. 12 gr.

Louis, J., Englisches Lesebuch, enthaltend die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte Englands, in chronologischer Ordnung, mit einem erklärenden Wortregister. 8. 1822. 18 gr.

— — kurgefaßte englische Sprachlehre für Anfänger, nebst einer Anleitung zum richtigen Lesen und zur gehörigen Betonung der Sylben. 8. 1824. 10 gr.

— — erster Unterricht im Französischen, nebst der Olivierschen Lesetabelle. Mit Erklärung und einem Anhange von Wörtern und leichten Gesprächen. gr. 12. 1820. 12 gr.

— — zweiter Kursus des Unterrichts im Französischen, enthaltend eine vollständige Darstellung der abweichenden Zeitwörter mit durchgeführten Beispielen über ihre verschiedenen Bedeutungen, und in Bezug auf die wichtigsten grammatischen Regeln. 8. 1822. 12 gr.

Luciani Timon mit erklärenden Anmerkungen u. Wortreg. zum Schulgebrauch herausgeg. von K. Jacobitz. 8. 12 gr.

Luther, D. Martin, Allerlei für die Genossen unserer Zeit. Erstes Etwas. Von der Sünde wider den heiligen Geist, nebst einer Einleitung und Zugabe neu ans Licht gestellt, von Joachim Leopold Haupt. 8. 1820. geh. 10 gr.

Marie und Amalie, Vorbilder einer kindlichen Liebe und frommen Jugend. Ein Muttergeschenk für liebe Töchter, von der Gräfin von Goldingen. Mit 7 color. Kpfrn. 8. 1829. geb. 22 gr.

Moser, D. August. Luther, oder Reformationsgeschichte. Zunächst für die deutsche protestantische Jugend dargestellt. 2te wohlfeile Ausgabe. Mit Luthers Bildniß, einem Facsimile von Luthers und Melanchthons Handschrift. 8. 1820. 12 gr.

Müller's, D. H., Himmlischer Liebeskuß. Andächtige Betrachtungen über die Erweisungen der Liebe Gottes gegen uns Menschen. Aufs neue, und mit einigen Abkürzungen und den nöthigen sprachlichen Berichtigungen herausgeg. von Ferd. Fiedler. 8. 1830. 1 thlr. 4 gr. fein Pap. 1 thlr. 12 gr.

— H., Der tägliche Erzähler für kleine Kinder, zum Gebrauch der Aeltern und Lehrer. Mit 21 Abbildungen und 5 Kupfertafeln. 8. 1828. geb. 1 thlr.

— — Der tägliche Erzähler für kleine Kinder, zum Gebrauch der Aeltern und Lehrer. 2r Theil. Mit 8 color. Kupfern. 8. 1830. geb. 21 gr.

— — Das seltene Glück der sieben verwaiseten Kinder. Eine Geschichte für die Veredlung der Kinder. Mit 8 col. Kpfrn. 1831. geb. 1 thlr.

— — Geschichte des Japaners Leka Titais von der Insel Jesso; der mit seinem Vater und seiner Schwester in Amsterdam die christliche Religion annahm. Ein Geschenk für liebe Söhne und Töchter. 2 Bändchen mit 10 col. Kpfrn. Taschenformat. geb. 1 thlr. 16 gr.

— — Joseph, der Lieblingssohn Jacobs, für das reifere Kindheitsalter, als ein Tugendspiegel, in einer Erzählung außergewöhnlicher, wunderbarer Schicksale, dargestellt. Mit 4 color. Kpfrn. 8. 1829. geb. 20 gr.

— — Max, der Tyroler. Das schöne Bild der Kindesliebe und des Brudersinnes. Geweiht der Jugendwelt von einem Kinderfreunde. Mit 8 color. Bildern. 8. 1831. geb. 1 thlr.

— — Selbstbeschäftigungen für Kinder ohne belehrenden Beistand der Erwachsenen. Selbstgedachtes, nicht Ausgeschriebenes. Mit 6 color. Kupfertaf. 8. 1829. geb. 1 thlr.

Müller, H., Spiel, Scherz u. Ernst für kleine Kinder vom vierten bis zum sechsten Jahre, nebst ABC- und Leseübungen. Aeltern, Kinderfrauen und Erziehern empfohlen, welche außer den Spiel- und Lesestunden die Kleinen angenehm und nützlich beschäftigen wollen, damit sie keine Langweile haben und Unarten lernen und begehen. Mit 29 illum. Abbildungen. 8. 1828. geb. 15 gr.

— — Der Weihnachtsabend in Liebenthal, das liebste Kinderfest im Jahre. Eine Erzählung für gutgeartete Kinder. Mit 17 color. Bildern. 8. 1829. geb. 1 thlr.

Rebs, M. Ch. G., Praktische Anleitung zu Denk- u. Sprachübungen, oder Anweisung zur Kenntniß und Behandlung der deutschen Sprache, in fortschreitenden Uebungen und zum Gebrauch in Schulen bearbeitet. 8. 1821. 10 gr.

— — Was fordert die Zeit von den Schulen? Ein Versuch zur Beantwortung dieser Frage. Für Freunde des Schul- und Erziehungswesens und alle Mitglieder des Lehrstandes zur Prüfung und Beherzigung, nebst einer Rede am Grabe eines verdienstvollen Lehrers. 8. 1820. geh. 8 gr.

Ridinger, Fr., Taschenbuch für Einspänner, oder practische Belehrung in dem kunstgerechten Fahren mit einem Pferde für Droschken- und Cabriolets-Besitzer und einspännige Fuhrwesen überhaupt. Ein Seitenstück zu Leischner's Taschenbuch der Reitkunst. 16. 1826. geb. 12 gr.

Schlachter, G. J., das alte u. das neue deutsche Volksschulwesen, dargestellt in neben einander fortgehenden Gegensätzen. Ein Doppelspiegel, zunächst Volksschullehrern zu prüfender Selbstbeschauung dargeboten. 8. 1825. 18 gr.

Siebeck, A., Erzählungen für die Jugend. Zweite mit neuen Erzählungen und neuen Kupfern vermehrte Aufl. Mit 4 col. Kpfrn. 8. 1829. geb. 1 thlr.

— — Seelenlehre für Kinder. Mit einem Kupfer von Junge und Schule. 8. 1822. 21 gr. geb. 1 thlr.

— — kleine Synonymik oder die sinnverwandtn Wörter der deutschen Sprache zu Verstandesübungen für die Jugend benutzt. 8. 1824. 18 gr.

Nächstens erscheint:

Isocratis Aeropagiticus, cum aliorum suisque annot. edid. G. E. Benseler. 8maj. 22—26 Bogen.


Google